

Jenseits von Krieg und Frieden.

Karl, Raimund

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

Published: 14/12/2018

Publisher's PDF, also known as Version of record

[Cyswllt i'r cyhoeddiad / Link to publication](#)

Dyfyniad o'r fersiwn a gyhoeddwyd / Citation for published version (APA):

Karl, R. (2018). Jenseits von Krieg und Frieden. Kann man Krieg und Frieden in der Urgeschichte archäologisch identifizieren? *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, 148, 49-73.

Hawliau Cyffredinol / General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

Take down policy

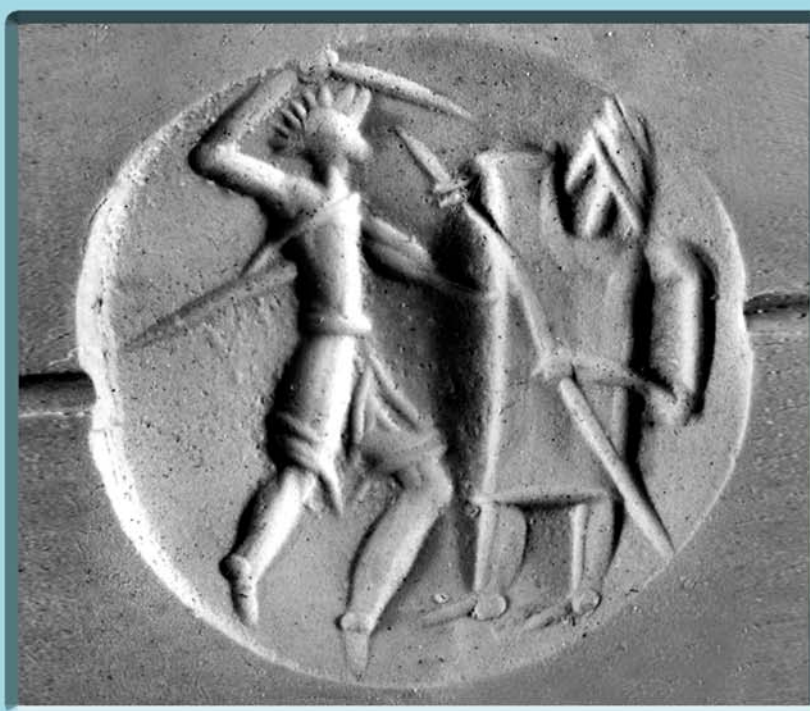
If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

MITTEILUNGEN DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN

CXLVIII. BAND

Generalthema

„Bewaffnete Konflikte – Ersehnter Friede“



**Herausgegeben von der
ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN**

Wien 2018

AG
Anthropologische
Gesellschaft in Wien

**MITTEILUNGEN
DER
ANTHROPOLOGISCHEN
GESELLSCHAFT IN WIEN**

CXLVIII. BAND

Herausgegeben von der
ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN

**Herausgeber
KARINA GRÖMER und HERMANN MÜCKLER**

**Redaktion
Archäologie
KARINA GRÖMER**

**Ethnologie
HERMANN MÜCKLER**

**Physische Anthropologie
HERBERT KRITSCHER**

2018

**VERLAG DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN
WIEN**

Im Editorial Board befinden sich mit Stichtag 1. Januar 2016 folgende Personen:

- James Bade, University of Auckland, Neuseeland
- Ines Balzer, Deutsches Archäologisches Institut Rom, Italien
- Ian Conrich, University of South Australia, Adelaide, Australien
- Manfred Hochmeister, Medizinische Universität Wien, Österreich
- Verena Keck, Universität Frankfurt/Main, Deutschland
- Inna Mateiciucová, Masaryk Universität, Brunn, Tschechische Republik
- Traude Müllauer-Seichter, Universidad Nacional de Educ. a Dist., Madrid, Spanien
- Marie-Louise Nosch, University of Copenhagen, Dänemark
- Andrew Robson, University of Wisconsin, Oshkosh, USA
- Borut Telban, Slovene Academy of Science, Ljubljana, Slowenien
- Paul Turnbull, University of Tasmania, Launceston, Australien
- Ursula Wittwer-Backofen, Universität Freiburg/Br., Deutschland

Umschlagbild: Auf dem Bild aus dem Beitrag von Bernhard F. STEINMANN (Abb. 4) ist ein mykenischer Siegelabdruck sichtbar, auf dem ein Schwerebewaffneter mit Speer und Schild von einem Schwertkämpfer attackiert wird (Bild mit freundlicher Genehmigung von CMS Heidelberg, CMS VII Nr. 129).

Lektorat: Mag. Ingrid Schierer und Dipl.-HTL-Ing. Eduard Wexberg

Lektorat englische Texte: Dr. Walpurga Antl-Weiser

Eigentümer und Herausgeber: Anthropologische Gesellschaft in Wien, A-1010 Wien, Burgring 7
VERLAG DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN

Herstellung: agensketterl Druckerei GmbH, A-2540 Bad Vöslau

ISSN 0373-5656

Inhalt Band CXLVIII

Beiträge zum Generalthema „Bewaffnete Konflikte – Ersehnter Friede“

GRÖMER, Karina – MÜCKLER, Hermann: Einführung zum Band „Bewaffnete Konflikte – Ersehnter Friede“.....	1
---	---

Archäologie

ROYMANS, Nico – FERNÁNDEZ-GÖTZ, Manuel: Konfliktarchäologie: Eine theoretisch-methodische Einführung	11
KRENN-LEEB, Alexandra: Toleranz und Akzeptanz im Spannungsfeld zu Gewalt. Sozialarchäologische Überlegungen zu ausgewählten archäologischen Befundkontexten vom Neolithikum bis zur Bronzezeit	29
KARL, Raimund: Jenseits von Krieg und Frieden? Kann man Krieg und Frieden in der Urgeschichte archäologisch identifizieren?	49
DRENTH, Erik: The burial of victims of violence? The Bell Beaker grave from Ede-Ginkelse Heide, the Netherlands	75
MÖDLINGER, Marianne: Körperschutzwaffen der Europäischen Bronzezeit	81
EIBNER, Alexandrine: Darstellungen von Kriegern und Kampfgeschehen in der Situlenkunst ...	101
ERKER, Maria: Musik, Tanz und Krieg – eine antike Kombination?	121
BREITWIESER, Rupert: Seuchen und ihr Einfluss auf den Kriegsverlauf im Altertum	137
STEINMANN, Bernhard F.: Von turmgleichen Schilden und flinken Gespannen. Zur minoisch-mykenischen Phalanx und dem Einsatz des ägäischen Streitwagens	149

Physische Anthropologie

KIRCHENGAST, Sylvia: „Der Krieg frisst seine Kinder“ – die Folgen kriegerischer Handlungen für Frauen und Kinder aus Sicht der biologischen Anthropologie	165
---	-----

Volkskunde

RIEDL, Mario-Dominik: Viktor Pietschmann – Kriegsdokumente eines Forschers, Abenteurers und Spions	179
BAUER, Anna: Die Taube zieht mit dem Hund in den Krieg – Tiere im Ersten Weltkrieg	191
KAISER, Anna – WALLECZEK-FRITZ, Julia: Vom Krieg zum Schutz. Österreich-Ungarns Kulturgüterschutz im Ersten Weltkrieg und die Erhaltung seiner baulichen Überreste	203
WEXBERG-KUBESCH, Anna: 243 Tage // 1938. Die Tage vor Kriegsbeginn aus der Perspektive jüdischer Kinder	219

E t h n o l o g i e

MÜCKLER, Hermann: Frieden, Konflikt, Krieg – Universalien der Menschheit?	231
REYMANN, Andy: Kein König – keine Burg? Spektren indigener Fortifikationsstrategien	251
GINGRICH, Andre – KOMMER, Odile: Südwestarabien in islamisch-vorosmanischer Zeit: Ein Forschungsbericht zu Konflikt und Konsens aus der historischen Anthropologie	267
PÖCHER, Harald: Der Einfluss der europäischen Waffentechnologie auf das Militärwe- sen in Japan	285
MÜCKLER, Hermann: Die Bedeutung des Kriegshandwerks als identitätsstiftendes Element einer Gesellschaft – das Beispiel Fidschi	297
DOSEDLA, Heinrich: From Ritualized Rivalries to rude Rascal Raids – Changing conflict management strategies among highland tribes of Papua New Guinea	317

N a c h r u f e

Zum 50. Todestag von Robert von Heine-Geldern (Hermann Mückler)	325
Nachruf Armin Prinz – Ethnomediziner aus Leidenschaft (Hermann Mückler)	329

R e z e n s i o n e n

Braumann, Christoph: Álvaro de Mendaña. Auf der Suche nach der Terra Australis Inco- gnita. Nach den Reiseberichten von 1567 und 1595 (Hermann Mückler)	331
Dupont, Constanze: Wertobjekte und Gabentausch auf Palau (Ozeanien). Eine ethnologi- sche Studie zu Transformationen von Geld und Prestige (Hermann Mückler)	333
Fernández-Götz, Manuel – Roymans, Nico: Conflict Archaeology. Materialities of Collec- tive Violence from Prehistory to Late Antique (Daniela Kern)	336
Herfert, Caroline: Orient im Rampenlicht. Die Inszenierung des Anderen in Wien um 1900 (Andreas Schulz)	342
Ibrahima Issaka, Abdoul-Kawihi: Fremd- und Selbstverortungen – Afrikanismus und Post- kolonialismus in Reiseführerliteratur und Interviews (Anna-Sophie Tomancok)	343
Malnig, Helmut W.: Historische, technische Notizen ... in rot-weiß-rot (Hermann Mückler)	345
Mörsch, Carmen – Sachs, Angeli – Sieber, Thomas (Hrsg.): Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart (Barbara Hirsch)	348
Ramella, Anna Lisa – Lehmuskallio, Asko – Thielmann, Tristan – Abend, Pablo (Hrsg.): Mobile Digital Practices (Suzana Jovicic)	351

S i t z u n g s b e r i c h t e

Jahreshauptversammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 18. April 2018	357
Kassabericht des Jahres 2017	360
Vorträge und Veranstaltungen in der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 2017	361
Geschäftsleitung 2018	363

Jenseits von Krieg und Frieden? Kann man Krieg und Frieden in der Urgeschichte archäologisch identifizieren?

von

Raimund KARL, Bangor

Zusammenfassung

Wir konzipieren Frieden heutzutage gerne als die Absenz seines Gegenteils: wir sehen ihn gerne als dauerhaft imaginierten gesellschaftlichen Normalzustand, der nur gelegentlich einem zeitweiligen (und hoffentlich extrem seltenen), sozusagen abnormem, anderen Zustand weicht, dem Krieg. Frieden verstehen wir dabei als die weitgehende Absenz gewaltsamer Auseinandersetzungen. Krieg kennzeichnet sich im Gegensatz dazu durch das signifikant erhöhte Vorkommen oder gar die Dominanz gewaltsamer Konfliktaustragung.

Diese Konzeption übertragen wir auch gerne auf die (nähere und fernere) Vergangenheit, in der wir uns insbesondere für den (manchmal gar als „Vater aller Dinge“ verstandenen) Krieg interessieren. Das liegt, insbesondere in der Prähistorie, auch daran, dass Krieg eindeutiger identifizierbare materielle Spuren zu hinterlassen scheint als Frieden: von Waffen und anderem „Kriegsgerät“ angefangen über direkte Spuren – ob anthropologisch als Trauma am Skelett oder archäologisch als Streuungen von Waffenfunden auf „Schlachtfeldern“ erkennbar – bis hin zu defensiver und offensiver Architektur; Krieg scheint archäologisch einigermaßen leicht fassbar zu sein. Frieden hingegen, so scheint es, lässt sich nur negativ identifizieren, nämlich durch das Fehlen von Hinweisen auf Krieg.

So verständlich diese Konzeption ist, so irreführend ist sie: Frieden ist kein natürlicher Normalzustand, der sich stets dann ganz von selbst einstellt, wenn nicht gerade jemand Krieg führt. Vielmehr bedarf der Friede, genauso wie Krieg, sowohl sozialer Organisation als auch deren – oft mit gewaltsamen Mitteln erfolgenden – Durchsetzung. Ein Richtschwert ist kein Kriegsgerät, und der dadurch abgetrennte Kopf auch keine Kriegsverletzung, sondern Spur einer Gewaltanwendung zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des (sozialen) Friedens. In diesem Beitrag wird daher argumentiert, dass vieles, was wir bisher als „Archäologie des Krieges“ verstanden haben, ebenso gut als „Archäologie des Friedens“ interpretiert werden könnte, da sich Krieg und Frieden im archäologischen Befund nur unmaßgeblich voneinander unterscheiden.

Summary

In the present, we like to conceive of peace as the absence of its perceived opposite: we imagine it to be the normal, permanent state of society, which is only occasionally (and hopefully extremely rarely) interrupted by an abnormal, different state, that of war. Peace, in this context, we imagine as the near-complete absence of violent conflicts. War, on the other hand, we see as characterised by a significantly increased occurrence or even dominance of violent means of resolving conflicts.

This conception, we also like to transfer onto the (close and more distant) past, in which we seem to mostly be interested in war (which sometimes is even referred to as the ‚father of all things‘). The reason for this, particularly in prehistory, seems to be that war seems to have left more archaeologically identifiable material traces than peace. Starting with weapons and other instruments of warfare via direct traces – whether anthropologically identifiable as trauma on skeletal remains, or archaeologically by stray finds of weapons on ‚battlefields‘ – to defensive and offensive architecture; war seems to be relatively easily traceable by archaeological means. Peace, on the other hand, seems only identifiable negatively, through the absence of evidence for war.

As understandable as this conception may be, so misleading it is: peace is not a natural state, occurring automatically if nobody goes to war. Rather, much like war, it requires social organisation and also enforcement, often with violent means. An executioner’s sword is not a weapon of war, nor the head severed by it an injury of war, but rather a trace of the violent enforcement or re-establishment of peace. It is thus argued in this contribution that much of what we, as yet, have understood to be the ‚archaeology of warfare‘ might as well be an ‚archaeology of peace‘, since war and peace can hardly be distinguished from each other by archaeological means.

* * *

„Much of fighting in nature happens at the individual level: male deer fight to gain ownership of a harem of females in a ‚winner takes all‘ fashion, female fig wasps fight similarly over precious figs, and there are also plenty of agonistic encounters between males and females.“ (KOKKO 2013, 49).

Krieg ist ein populäres Thema in den historischen Kulturwissenschaften, nicht zuletzt in der Archäologie: Studien zu (kriegerischen) Konflikten, der Militärorganisation, von Befestigungsanlagen, Bewaffnung und in den letzten Jahrzehnten auch (insbesondere dank moderner technischer Hilfsmittel wie Metallsuchgeräten) zunehmend von Schlachtfeldern finden sich zahllos in der archäologischen Fachliteratur. Gleichmaßen widmen Überblickswerke und Lexika zu größeren Perioden oder „Kulturen“ gerne einmal dem „Kriegswesen“ einen eigenen Eintrag (z. B. in meinem Spezialgebiet, den „Kelten“, in jüngeren Lexika: KOCH 2006, 1749–1750; SIEVERS 2012), während gleichartige Einträge zum Thema der „Friedenserhaltung“ weitgehend fehlen. Die Kriegs- und Militärgeschichte ist ein eigenes Fachgebiet samt einschlägigen Publikationsreihen (z. B. MANDL – STEFFELBAUER 2007), die „Friedensgeschichte“ hingegen kaum.

Dieses Muster reflektiert, wenn auch nur teilweise, die besondere Faszination, die vom Krieg (und genereller von gewalttätigen Auseinandersetzungen) ausgeht: Geschichten von großen Siegen und ebensolchen Niederlagen, von übermenschlichen Heldentaten oder heroischer Selbstaufopferung sind nicht nur in der Regel weit spannender als solche über das friedliche Zusammenleben sondern auch aus identitätsstiftenden und aus anderen politischen und gesellschaftlichen Gründen wichtig. Es reflektiert jedoch noch viel mehr eine kulturelle Sicht, die den Frieden als den gesellschaftlichen, ja eventuell sogar nahezu „universellen“, Normalzustand (z. B. SUSSMANN, zitiert in VERBEEK 2013, 62) und den Krieg als vergleichsweise seltene, ungewöhnliche Ausnahmesituation betrachtet (JAMES 2007, 168), die diesen – anstrengswerten – Normalzustand stört, aber dafür gleichzeitig ein besonderes Potential für bedeutende Veränderungen mit sich bringt. Das Fehlen einer eigenen Friedensgeschichte liegt daher nicht zuletzt daran, dass alle anderen Spezialgebiete der historischen und archäologischen Forschung implizit als Friedensgeschichte betrachtet werden, weil sie sich eben

mit diversen Aspekten des gesellschaftlichen Normalzustands statt dem Ausnahmezustand des Krieges beschäftigen.

Körperliche Gewalt und Krieg

Ehe wir einen Blick auf die Evidenz für und archäologische Nachweisbarkeit von Krieg und Frieden werfen, erscheint es angebracht, zuerst einmal etwas genauer zu definieren, was eigentlich unter dem Begriff Krieg zu verstehen ist.

Wie bereits durch das einleitende Zitat (KOKKO 2013, 49) zu diesem Artikel angedeutet, ist der individuelle Einsatz körperlicher Gewalt, auch innerhalb der gleichen Spezies, in der Natur generell weit verbreitet. Dass körperliche Gewaltakte auch zwischen einzelnen Individuen der Spezies Mensch vorkommen, ist daher nicht überraschend und kann darüber hinaus als – wenigstens bis zu einem gewissen Grad für jeden Menschen auch aus eigener Erfahrung – bekannte Tatsache vorausgesetzt werden. Es entspricht allerdings nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, jede körperliche Gewaltanwendung als kriegerischen Akt und jede gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Menschen als Krieg zu bezeichnen: Krieg ist im normalen Sprachverständnis mehr als nur der Einsatz körperlicher Gewalt.

Die vermutlich einfachste und auch in der Archäologie gerne verwendete (siehe z. B. THORPE 2005, 2) Definition des Begriffs lautet wie folgt: „*Krieg ist die Austragung von Konflikten zwischen unterschiedlichen Gruppen von Menschen durch organisierte, kollektive Anwendung körperlicher Gewalt.*“ Die beteiligten Menschengruppen versuchen dabei, ihre jeweiligen (normalerweise einander in irgendeiner Weise entgegengesetzten) Interessen dadurch durchzusetzen, dass sie (so viele) Mitglieder der jeweils anderen Partei(en) verletzen oder töten und / oder derart viele der von diesen benötigten Ressourcen so schwer beschädigen oder zerstören, dass die unterliegende den Interessen der obsiegenden Seite (wenigstens zeitweilig) keine Gegenwehr mehr entgegensetzen will (oder sogar kann).

Unter dieser extrem einfachen Definition lassen sich allerdings immer noch sehr viele gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Menschengruppen zusammenfassen. Zwar ist einleuchtend, dass es nicht einfach ist, (klare) Abgrenzungen zwischen unterschiedlichen Arten organisierter körperlicher Gewaltanwendung durch Menschengruppen mit unterschiedlichen Interessen zu treffen, und sprachliche Unterscheidungen zwischen z. B. Raubzügen, Fehden und Krieg daher – wenigstens manchmal – nicht übermäßig hilfreich, wenn nicht sogar schädlich sind (KOCH 1974, 52–53). Umgekehrt sind zu weit gefasste Begrifflichkeiten auch nicht nützlich, schon gar nicht, wenn man prähistorische Phänomene erklären will, die sich von modernen – eventuell verwandten – Phänomenen doch wenigstens in vielerlei Hinsicht unterscheiden. Würde man daher eine so einfache Definition wählen, wäre es im Extremfall schon Krieg im Sinn dieser Definition, wenn zwei aus jeweils zwei Menschen bestehenden Gruppen um die gleiche, begrenzte Ressource streiten und wenigstens eine davon zur Lösung dieses Konflikts gezielt eine Schlägerei herbeiführt. Das würde jedoch nicht nur zum Problem führen, dass dies mit dem gewöhnlichen, gegenwärtigen Gebrauch des Begriffes Krieg überhaupt nicht mehr vereinbar ist; sondern auch zur Frage, warum man dann für Schlägereien zwischen zwei Einzelpersonen einen anderen Begriff als auch den des Krieges verwenden sollte: der Unterschied zwischen einer Schlägerei zwischen zwei Individuen und vier in zwei gleich große Gruppen verteilten Personen ist schließlich marginal.

Die geeignetste Unterscheidungsmöglichkeit zwischen unterschiedlichen Formen kollektiver menschlicher Gewalthandlungen scheint zu sein, die Trennung auf Basis des Ziels des Einsatzes der körperlichen Gewalt und den für das Erreichen dieses Ziels aufgewendeten Res-

sources vorzunehmen. Raubzüge, Fehden und Kriege können anhand dieser beiden Kriterien nämlich einigermaßen eindeutig voneinander unterschieden werden.

Raubzüge zielen in der Regel darauf ab, sich bewegliche Ressourcen des Beraubten anzueignen, idealerweise so, dass der Beraubte das nicht einmal bemerkt, bis es zu spät ist. Für den Räuber ist es optimal, wenn er gar keine körperliche Gewalt anwenden muss, schon gar nicht gegen andere Menschen, die sich wehren könnten, weil er damit sein eigenes Risiko auf ein Minimum reduzieren kann. Das bedeutet natürlich nicht, dass Räuber nicht durchaus zur Gewaltandrohung oder sogar Gewaltanwendung gegen Menschen bereit sind, wenn das erforderlich ist. Aber selbst in diesem Fall will der Räuber möglichst seine eigenen Ressourcen – inklusive seine eigene Gesundheit und sein Leben – schonen. Räuber operieren daher gerne mit dem Überraschungsmoment oder mit großer Überzahl gegen Einzelne oder deutlich kleinere Gruppen, um ihr eigenes Risiko möglichst zu minimieren und ihre eigenen Ressourcen möglichst zu schonen. Raubzüge sind daher normalerweise auch auf eine rasche Durchführung ausgelegt: Zeit ist schließlich auch eine bedeutende Ressource, und sei es nur, weil der Räuber, so lange er auf Raubzug ist, keine anderen Handlungen zur Sicherung seines Lebensunterhaltes setzen kann. Raubzüge sind somit letztendlich eine ganz andere Art von – auch zu körperlicher Gewaltanwendung führen könnender, aber nicht unbedingt darauf angelegter – Handlungen als Fehden und Kriege, auch wenn sie selbstverständlich dazu eskalieren können.

Fehden dienen im Gegensatz dazu in der Regel dem Zweck, Rache für (ob nun imaginierten oder real erlittenen) Schaden oder zugefügtes Unrecht zu nehmen bzw. dafür Wiedergutmachung zu erhalten bzw. zu erzwingen (MITTEIS – LIEBERICH 1992, 38–39; LUPOI 2000, 174–175, 289–292). Dabei richtet sich die körperliche Gewaltanwendung gezielt gegen Personen und / oder deren materielle Ressourcen; Fehden sind also in dieser Beziehung Kriegen sehr ähnlich. Sie können auch – nachdem sie auf dem Prinzip des „*wie du mir, so ich dir*“ beruhen – wie Kriege sehr lange andauern. Die Fehde unterscheidet sich jedoch vom Krieg dennoch durch zwei Eigenschaften, nämlich zum einen dadurch, dass sie primär ein Instrument für (mehr oder minder „*reale*“) kleinere Gruppen innerhalb einer mehr oder minder lose zusammengehörigen, größeren Gesellschaft (einer „*imaginierten Gemeinschaft*“ etwa im Sinne von ANDERSON 2006, 5–7) ist, das (zumindest theoretisch) der Wiederherstellung des sozialen Friedens dienen soll. Zum anderen ist sie durch einen vergleichsweise geringen gesamtgesellschaftlichen Ressourceneinsatz gekennzeichnet, weil sie ein Mittel zur Lösung „interner“ sozialer Konflikte ist. Körperliche Gewaltanwendung bleibt in Fehden daher gewöhnlich einigermaßen begrenzt und richtet sich zumeist gegen Einzelne oder sehr kleine Gruppen; auch wenn Fehden natürlich zu Kriegen, insbesondere zu Bürger- oder (Unabhängigkeits- bzw.) Separationskriegen, eskalieren können.

Krieg hingegen ist zumeist gegen ‚*äußere Feinde*‘ einer Gesellschaft (einer „*imaginierten Gemeinschaft*“ im Sinne von ANDERSON 2006, 5–7) in ihrer Gesamtheit gerichtet und erfordert daher auch zumeist (außer er ist sehr asymmetrisch) einen erheblichen kollektiven Ressourceneinsatz. Zwar können Kriege durchaus auch die Folge von erlittenem Schaden bzw. Unrecht sein (und werden in historischen Zeiten auch oft, wenn nicht sogar zumeist, so begründet). Im Gegensatz zur Fehde dienen sie aber normalerweise nicht der Wiedergutmachung, sondern der Durchsetzung konkreter politischer und / oder wirtschaftlicher Interessen, ob diese nun tatsächlich die der imaginierten Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit oder nur die einer das politische und militärische Handeln der Gesellschaft bestimmenden Elite oder auch nur einzelner Fraktionen innerhalb einer solchen Elite sind. Bürger- und Separationskriege unterscheiden sich dabei von anderen Kriegen nur dadurch, dass sich die betroffene imaginierte Gemeinschaft (samt ihrer Elite) spätestens mit dem Ausbruch des Krieges in zwei (oder gar mehrere) Teile spaltet, die dann wenigstens für die Dauer des Krieges als separate Gemeinschaften handeln. Nachdem es bei Kriegen letztendlich um das Erreichen politischer oder

ökonomischer Ziele geht, kennzeichnen sich Kriege gewöhnlich auch dadurch, dass sie (oft auch langfristig) strategisch geplant sind. Nachdem das unmittelbare Ziel des Krieges ist, den Gegner zur Aufgabe seines Widerstandes zu veranlassen, ist die Gewaltanwendung in ihm auch zumeist darauf ausgerichtet, maximalen Schaden anzurichten. Die Anzahl der Kriegsoffer ist daher zumeist vergleichsweise hoch, jedenfalls weit höher als bei Fehden.

Krieg ist also in diesem Sinn nicht nur die organisierte Anwendung körperlicher Gewalt, sondern die exzessive, kollektive Anwendung körperlicher Gewalt. Dabei spielt es allerdings – was vor allem für die Frage nach der Existenz von Krieg in der älteren Urgeschichte von erheblicher Bedeutung ist – nicht so sehr eine Rolle, wie viele Individuen, in absoluten Zahlen, an gewaltsamen Auseinandersetzungen beteiligt sind, sondern welcher Anteil der jeweils beteiligten Gesellschaften bzw. Gruppen von der körperlichen Gewaltanwendung direkt (als unmittelbares Opfer der Gewaltanwendung) oder indirekt (durch Beschädigung oder Zerstörung für ihn wichtiger Objekte oder gar überlebensnotwendiger Ressourcen) betroffen wird. Krieg in diesem Sinn kann es also auch zwischen (oder sogar als Mini-Bürgerkrieg in) zahlenmäßig sehr kleinen Gesellschaften geben, die kollektiv durch körperliche Gewaltanwendung politische oder wirtschaftliche Ziele gegen separate andere Kollektive zu erreichen versuchen oder von ebensolcher Gewaltanwendung kollektiv betroffen sind. Ob eine gewaltsame Auseinandersetzung individuelle Gewalt, eine Fehde, oder ein Krieg ist, hängt letztendlich davon ab, welche Anteile einer Gesellschaft davon betroffen sind; ist also, ebenso wie vom dafür notwendigen Einsatz von Ressourcen, relativ zur Größe und den Ressourcen der jeweiligen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit zu sehen.

Die Grenzen zwischen den einzelnen Arten des Einsatzes körperlicher Gewalt gegen Menschen und deren Ressourcen sind dabei natürlich fließend: eine Fehde zwischen zwei benachbarten, aus jeweils weniger als zehn Personen bestehenden Haushalten, zwischen denen es gelegentlich zu Schlägereien oder Scharmützeln mit vereinzelt Todesfällen kommt, kann man ebenso gut als individuelle Gewalt wie als Fehde betrachten. Eine Fehde zwischen zwei Fürsten in einem größeren Königreich, bei der es zu Schlachten mit jeweils mehreren tausenden Beteiligten auf beiden Seiten kommt, kann man hingegen ebenso gut als Bürgerkrieg wie als Fehde betrachten. Das stellt uns vor allem in der prähistorischen Archäologie vor ein Problem, auf das ich weiter unten noch genauer eingehen werde, nämlich das der archäologischen Unterscheidbarkeit zwischen individuellen Gewalthandlungen, Fehden und Kriegen.

Frieden und körperliche Gewalt

Die Begriffe Krieg und Frieden werden gerne als Gegensatzpaar verstanden und verwendet, die sich als solche gegenseitig definieren, wobei, wie bereits in der Einleitung angedeutet, der Frieden als gesellschaftlicher Normalzustand, der Krieg hingegen als dem Frieden entgegengesetzter, glücklicherweise nur selten vorkommender, diesen zeitweilig unterbrechender Ausnahmezustand betrachtet wird. In diesem ganz einfachen Sinn wäre also Frieden die (normale, nahezu dauerhafte) Absenz von Krieg, während Krieg die (abnorme, zeitweilige) Absenz von Frieden wäre.

Blickt man aber nur ein wenig genauer auf den Begriff Frieden selbst, erweist sich diese sehr einfache, dichotomische Definition unmittelbar als problematisch: wer von einem – ob nun individuellen oder kollektiven – Gewaltakt betroffen wird, lebt (bzw. stirbt) nicht „friedlich“, auch wenn er nicht ein Opfer kriegerischer Handlungen ist. Frieden muss also jedenfalls mehr sein als die bloße Absenz von Krieg.

Aus der soeben genannten Tatsache, dass jemand, der Opfer einer körperlichen Gewalttat wird, nicht friedlich stirbt, lässt sich eine Definition des Friedensbegriffes ableiten, die Frieden

als das weitgehende oder gar vollständige Fehlen von körperlichen Gewalttaten sieht. Diese Definition, die als „*negativer Friede*“ (VERBEEK 2013, 61) bezeichnet werden kann, ist durchaus populär und liegt letztendlich auch dem bereits in der Einleitung genannten Fehlen einer eigenen Teildisziplin der Friedensgeschichte zugrunde: diese erscheint unnötig, weil ohnehin jede Beschäftigung mit allen Aspekten des vergangenen menschlichen Lebens, die sich nicht mit gewalttätigen Handlungen befassen, im Sinne dieser negativen Definition des Friedensbegriffs „Friedensgeschichtsschreibung“ ist.

Auch dieser negative Friedensbegriff greift aber bei auch nur etwas genauerer Betrachtung zu kurz. Denn Gewalthandlungen können schließlich durchaus dafür notwendig werden, sich individuell oder kollektiv gegen Friedensbrüche zu wehren oder diese – ob nun zur Abschreckung von Wiederholungstätern und / oder zur Kompensation von Geschädigten – zu ahnden. Die körperliche Bestrafung von Rechtsbrechern wäre somit ebensowenig Teil der gesellschaftlichen Friedensordnung wie die individuelle oder kollektive Selbstverteidigung gegen körperliche Angriffe durch Dritte. Gewaltmaßnahmen zur Erhaltung des Friedens aus dem Friedensbegriff selbst auszuschließen entspricht aber neuerlich nicht dem tatsächlichen Sprachgebrauch und fühlt sich – wenigstens für die meisten westlichen Menschen – wohl auch irgendwie falsch an.

Frieden und die Schöpfung der Welt

Letzteres liegt wohl daran, dass die Vorstellung davon, was denn nun alles Frieden sei, kulturell geprägt ist und – wenigstens in westindoeuropäischen Gesellschaften – seine Wurzeln in der fernen, prähistorischen Vergangenheit hat. Fassen lässt sich das Konzept des Friedens zuerst insbesondere in frühmittelalterlichen, keltischen und germanischen Rechtstexten, in denen es absolut zentral ist; wenn es auch im frühen römischen und anderen frühen westindoeuropäischen Rechten – allerdings weniger klar und deutlich – zum Ausdruck kommt. Diesem rechtlichen Friedenskonzept liegt aber wiederum einigermaßen eindeutig eine sakral-kosmologische Vorstellung zugrunde, die wohl auf einen gemeindoeuropäischen „Schöpfungsmythos“ zurückgeht.

Bedeutend in diesem Mythos ist – sozusagen als zentraler Schöpfungsakt – die Umwandlung des primordialen, elementaren, bedrohlichen Chaos‘ in eine geordnete und in diesem Sinne friedliche Welt (KRUTA 1991, 499; BIRKHAN 1997, 731), die aber weiterhin dauernd von Zerstörung durch das Chaos bedroht ist (SJOESTED 1994; HASENFRATZ 1992, 122–126; BIRKHAN 1997, 782–783; MAIER 2004, 58–59) und in diesem letztendlich auch wieder untergehen wird (siehe dazu auch KARL 2010). Die Welt-, die Gesellschafts- und damit auch die Friedensordnung wurden also im Sinne dieser religiösen Vorstellung von den Göttern aktiv geschaffen und müssen von diesen und natürlich daher auch von den in ihr lebenden Menschen aktiv aufrechterhalten werden, um den Weltuntergang zu verhindern. Frieden ist in diesem Sinn also nicht etwa nur im Sinne einer negativen Definition die Absenz oder wenigstens das weitgehende Fehlen von Konflikten, Störungen, Beunruhigung und insbesondere (körperlicher) Gewalt, sondern ein weitaus umfassenderes Konzept, das auch die allgemeine Einhaltung der Ordnung der Welt, sowohl der profanen als auch der sakralen, umfasst.

Der sakral-kosmologische Charakter des Friedens zeigt sich am deutlichsten im ihm entgegengesetzten Konzept, das in Abhandlungen zu frühen germanischen Rechten gewöhnlich als Friedlosigkeit (z. B. MITTEIS – LIEBERICH 1992, 40–42) bezeichnet wird, wenngleich dies vermutlich eine unzulässige Vereinfachung ist (siehe dazu LUPOI 2000, 369–380). Dabei handelt es sich bei der Friedlosigkeit in den frühen germanischen Rechten jeweils um eine persönliche Qualität (bzw. einen Mangel) einer bestimmten Person, eben einer solchen, die die Friedensordnung in einer Weise gebrochen hat, die nicht gesühnt wurde oder nicht gesühnt

werden kann. Durch seine Handlungen wird der Friedensbrecher zum „*Wolf*“, schließt sich durch seinen Friedensbruch sozusagen selbst aus der Gesellschaft aus; es darf ihm keine Hilfestellung mehr geleistet werden, er verliert den Schutz durch das Recht und kann, ja muss sogar, von friedliebenden Mitgliedern der Gemeinschaft getötet werden, weil er ein Feind der Menschen und der Götter ist (LUPOI 2000, 368–380). Exakte Parallelen dazu finden sich nicht nur im irischen (KELLY 1988, 222–224) und walisischen Recht (JENKINS 1990), sondern insbesondere auch in der Beschreibung der „*härtesten Strafe*“, die die Gallier Caesar zufolge kennen (Caesar b. g. 6, 13.6–7). Ebenfalls in „*sakralem*“ Kontext steht der gewöhnlich mit dem Friedlosen gleichgesetzte *wargus* in der *Lex Salica*, der *Lex Ripuaria* und den *Leges Henrici Primi*, der stets in Zusammenhang mit dem Vergehen des Grabfrevels genannt wird. Der *wargus* wird als „*hoc est expulsus de eodem pago*“ glossiert, und es darf ihm weder Nahrung noch Unterkunft gegeben werden (LUPOI 2000, 372). In Island wird stattdessen der Begriff Altländisch *sekr* für den Ausschluss aus der Friedensordnung benutzt, ein Kognat zu Lateinisch *sacer* (LUPOI 2000, 374). Die Erhaltung des Friedens, und in diesem Sinn auch der geregelten, rechten Ordnung des Kosmos, muss daher ursprünglich sowohl Gegenstand als auch Ziel des Rechts gewesen sein (LUPOI 2000, 381).

Wie Maurizio LUPOI (2000, 368–387, speziell 380–381) gezeigt hat, ist dieses Friedenskonzept in den frühesten keltischen und germanischen Rechten noch klar als Hausfriede auf den privaten Raum des einzelnen Haushaltes beschränkt und wird erst in historischer Zeit – mit zunehmender Zentralisierung der Staatsgewalt in den jeweiligen Staatswesen – als Landfrieden (MITTEIS – LIEBERICH 1992, 67–68) auf das Territorium der gesamten imaginierten Gemeinschaft und erst von dort auf den Kirchenraum übertragen. Als Rudiment hat sich diese Idee des Hauses (bzw. Hofes) als „Friedstatt“ übrigens bis heute gehalten und liegt sowohl der Straftat des Hausfriedensbruchs (Österreich: § 109 StGB) als auch der Notwendigkeit eines richterlichen Befehls zur Hausdurchsuchung selbst für die Staatsgewalt (Österreich: §§ 1–4, 6 Gesetz zum Schutze des Hausrechts) zugrunde, die sich in allen europäischen Rechtssystemen bis heute finden.

Die aktive Erhaltung des Friedens dürfte also ursprünglich die Aufgabe jedes selbstverantwortlichen (= mündigen; KARL 2006, 70) Mitglieds – wenigstens westindoeuropäischer – imaginierter Gemeinschaften gewesen sein, das diese Gemeinschaft sowohl (im Wege der Fehde) gegen innere als auch (durch Krieg) gegen äußere Feinde zu verteidigen verpflichtet war (siehe dazu auch schon zu den Verpflichtungen zu *fubae* und *rubae* im irischen Recht MAG 144; KARL 2014, 140). Auch diese Idee hat sich letztendlich bis heute in unserer Vorstellung erhalten, weshalb auch der Angriffskrieg bis heute als ungerechtfertigt gilt und daher – wenn er denn doch als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln (von CLAUSEWITZ 1905, 19) geführt werden soll – von den ihn anzettelnden Führern wenigstens propagandistisch als „*präventive*“ Verteidigungsmaßnahme (siehe dazu z. B. Caesar b. g. 1. 31–54, insbesondere 1, 33.3–5; BIERLING 2010, 53) verkauft werden muss.

Frieden als aktiv zu erhaltender Idealzustand

Die Vorstellung, dass Frieden nicht von selbst entstehen und erhalten bleiben würde, sondern durch aktive, friedensstiftende und -erhaltende Maßnahmen stets neu erzeugt werden müsse, ist ebenfalls bis heute inhärenter Teil der europäischen Konzeption des Friedensbegriffs. Eine rein passive Definition des Begriffs genügt daher nicht, um befriedigen zu können, sondern es bedarf, wenigstens zusätzlich zum „*negativen Frieden*“ auch des „*positiven Friedens*“, der jene aktiven Prozesse bzw. Handlungen in der Friedensbegriffsdefinition inkludiert, die auf die (Wieder-) Herstellung harmonischer zwischenmenschlicher Beziehungen abzielen (VERBEEK 2013, 61–63).

Die Vorstellung, dass Friede aktiver Maßnahmen zu seiner Erhaltung bedarf und diese auch inkludiert, wird daher auch dann sehr häufig ausgedrückt, wenn man Fachleute im Bereich der Kriegs- und / oder Friedensforschung nach einer Definition des Friedensbegriffes fragt. Peter VERBEEK (2013, 61–62) hat dies z. B. mit einer nicht repräsentativen Stichprobe von KollegInnen getan, von denen 75% auch oder ausschließlich eine aktive Friedensbegriffsdefinition angegeben haben. Gleichermäßen schreibt z. B. Simon James: „*Peace requires active suppression of violence and ,disorder‘ within the polity to establish and maintain ,civil order‘. Peace, often codified through some form of law, is enforced, or, to look at it in another way, the exercise of armed violence is a right increasingly abrogated to central authority and jealously guarded. That peace must be actively maintained is to be seen in our own society: our laws still retain the notion of a ‘breach of the peace’, preserving the medieval idea of ‘the King’s peace’.*” (JAMES 2007, 168; Hervorhebung wie Original). James trifft damit den Nagel auf den Kopf und geht nur teilweise in seiner daraus gezogenen Schlussfolgerung fehl, dass „*War and peace are, on this view, both conditions presupposing social organisation and collective action at scales larger than the household.*” (JAMES 2007, 168; Hervorhebung wie Original), weil er übersieht, dass sowohl Kriege als auch Frieden durchaus bereits auf der Ebene einer primär aus lose miteinander verbundenen Haushalten aufgebauten Gesellschaft nicht nur existieren können, sondern auch tatsächlich existiert haben.

Frieden ist demnach – ungebrochen seit wenigstens den ersten germanischen und keltischen Rechtsquellen – als ein imaginiertes Idealzustand zu verstehen, in dem die Welt und die menschliche Gesellschaft perfekt und reibungslos entsprechend einer idealen („gottgegebenen“ bzw. etablierten) Ordnung funktionieren. Grundlage des Friedens ist dabei immer eine – ob nun schriftlich kodifizierte oder auch nur mündlich tradierte, der gelebten Gewohnheit entsprechende – Rechtsordnung; die aber ebenso wie die Welt stets (eschatologisch) durch Chaos – in dem letztendlich nichts mehr ordnungsgemäß funktioniert – bedroht wird und daher ständig aktiv geschaffen sowie sowohl individuell als auch kollektiv gegen innere wie äußere Feinde verteidigt werden muss. Diese Verteidigung darf nicht nur, sondern muss sogar erforderlichenfalls mit Gewaltmitteln erfolgen, denn nur das gewährleistet ihren dauerhaften Fortbestand und somit den Fortbestand der Welt schlechthin.

Auch beim Frieden spielt aber, wie auch beim Krieg – entgegen der soeben zitierten Ansicht JAMES‘ (2007, 168) – die Organisationsform der Gesellschaft (und damit auch ihre Größe in absoluten Mitgliederzahlen) keine Rolle. Frieden ist letztendlich der Zustand der (jeweils aktuell gesellschaftlich anerkannten) Ordnung der Welt, der durch den aktiven Einsatz aller dafür notwendigen, verfügbaren Mittel – inklusive aller verfügbaren Gewaltmittel – geschaffen und erhalten werden soll. Das kann natürlich auch eine sehr kleine, sehr simpel organisierte Gesellschaft, die eine innere Ordnung samt Mechanismen zu ihrer internen Aufrechterhaltung und kollektiven (kriegerischen) Verteidigung gegen externe Bedrohungen hat. Die Herstellung und Erhaltung des Friedens hat auf der Ebene sehr kleiner Jäger- und Sammlergesellschaften der älteren Urgeschichte sicherlich deutlich anders funktioniert als das in modernen Nationalstaaten der Fall ist, ebenso wie auf allen dazwischenliegenden Ebenen sozialer Organisation, was eventuell die Fassbarkeit von Friedensordnungsmechanismen in prähistorischen Kontexten erschwert. Aber das bedeutet nicht, dass es Frieden erst seit der Entstehung von Staaten oder wenigstens zentraler Gewalten (wie in *chiefdoms*) gegeben hat, sondern nur, dass wir ihn eventuell archäologisch schwer erkennen können.

Zieht man diese aktive Definition des „*positiven Friedens*“ (VERBEEK 2013, 61–63) heran, vergrößert das allerdings zusätzlich das schon am Ende der Diskussion des Begriffs Krieg genannte Problem dadurch, dass nicht nur individuelle Gewalt, Raubzüge, Fehden und Kriege nicht eindeutig voneinander unterscheidbar sind, sondern nicht einmal Krieg und Frieden, insbesondere nicht im (prähistorischen) archäologischen Befund. Denn selbst die meisten,

archäologisch fassbaren Belege für kollektive zwischenmenschliche Gewalt stellen dann nicht mehr unbedingt Hinweise auf Krieg dar, sondern sind eventuell Hinweise auf kollektive Maßnahmen zur Friedensstiftung bzw. -erhaltung. Auch darauf wird später noch genauer eingegangen sein.

Bevor wir uns aber dem Problem der Unterscheidbarkeit widmen, scheint es angebracht, einen kursorischen Blick auf archäologische Belege für zwischenmenschliche Gewalttaten zu werfen (siehe auch z. B. PARKER-PEARSON 2005, 23–24; FERGUSON 2013, 193–196).

Archäologische Evidenz für zwischenmenschliche Gewalttaten

Der offensichtlichste und eindeutigste Niederschlag kollektiver zwischenmenschlicher Gewalthandlungen im archäologischen Fund- und Befundbild sind ehemalige Schlachtfelder (z. B. MOOSBAUER – WILBERS-ROST 2009; ROST 2009). Diese lassen sich etwa durch Konzentrationen von Streufunden von Militaria erkennen, Anzeichen sind auch (mehr oder minder rasch) errichtete, temporäre Schanz- oder dauerhafter konzipierte Befestigungsanlagen, verbunden mit anderen Spuren kollektiver gewaltsamer Auseinandersetzungen und / oder Konzentrationen zurückgebliebener menschlicher Überreste. Allerdings sind – von wenigen Ausnahmen (z. B. JANTZEN et al. 2011) abgesehen – prähistorische Schlachtfelder bislang ausnehmend selten. Daneben gibt es auch spätestens seit dem Neolithikum, eventuell bereits dem Mesolithikum, Hinweise auf „*Massaker*“ (FERGUSON 2013, 200, 206); mit einem besonders prominenten, neolithischen Beispiel aus Schletz in Niederösterreich (TESCHLER-NICOLA et al. 1999), die ebenfalls sehr eindeutige Belege für kollektive menschliche Gewalttaten sind. Ebenfalls eindeutige archäologische Niederschläge kollektiver gewaltsamer Auseinandersetzungen sind figürliche Darstellungen von Gefechten zwischen größeren Gruppen von Einheiten, wie z. B. auf der Trajanssäule (siehe z. B. MITTHOF – SCHÖRNER 2017). Auch diese stammen allerdings in erster Linie aus historischen und spätprähistorischen Zeiten, während sie zuvor eher selten sind. Es gibt allerdings vereinzelte, teilweise recht frühe Ausnahmen, z. B. auf mutmaßlich neolithischen Felszeichnungen aus der spanischen Levante. Auf diesen sind auch Gefechte zwischen Personengruppen zu sehen, die anhand möglicher Rangabzeichen auch mutmaßlich hierarchisch strukturiert waren (NASH 2005).

Abgesehen von diesen (wenigstens einigermaßen) eindeutigen Beweisen findet man ansonsten in erster Linie indirekte Hinweise auf kollektive gewaltsame Auseinandersetzungen, insbesondere in Form von solchen, die als Vorbereitungsmaßnahmen für militärische Auseinandersetzungen interpretiert werden können. Mehr oder minder massive Befestigungsanlagen – ob nun Gräben, Palisaden, Wälle oder Mauern – stellen verteidigungstechnisch gewöhnlich einen Vorteil dar. Dies ist insbesondere der Fall, wenn die dafür verwendete Architektur zunehmend komplexer wird und Elemente wie Türme, durch einziehende Wall- oder Mauerflanken geschützte Toranlagen usw. beinhaltet, die einigermaßen eindeutig die Absicht der Maximierung der Verteidigungsfähigkeit der betreffenden Anlagen verraten (oder wenigstens vermutlich diesen Eindruck erwecken sollen). Aber selbst bei vergleichsweise einfachen Wallanlagen, wie jenen der britischen mittleren Eisenzeit, lässt sich einigermaßen gut zeigen, dass dadurch ein nicht unwesentlicher verteidigungstechnischer Vorteil (siehe z. B. FINNEY 2006) generiert wird. Dieser kann zwar auch bloß eine unbeabsichtigte, sich aus ihrer Natur ergebende, Nebenwirkung von aus ganz anderen Gründen errichteten Wällen sein. Dennoch ist gerade die Vorbereitung auf kollektive Gewaltmaßnahmen wenigstens in historisch belegten Zeiten der wohl häufigste Grund für die Errichtung derartiger Anlagen, insbesondere, wenn diese auch noch in verteidigungstechnisch vorteilhaften Positionen in der Landschaft errichtet wurden. Damit lässt sich im Wege des Analogieschlusses eine

ähnliche Intention auch für die Errichtung gleichartiger prähistorischer Anlagen durchaus argumentieren.

Direkte Evidenz für individuelle oder kollektive Gewalt sind (aus anderen Kontexten als Schlachtfeldern stammende) Skelettfunde (seltener: Mumienfunde) mit Verletzungen, die einigermaßen eindeutig durch sie intentionell mit Verletzungsabsicht herbeigeführt habendes menschliches Handeln verursacht wurden. Zuerst sind hier natürlich im Körper bzw. Skelett des Opfers verbliebene Waffen bzw. Waffenteile zu nennen, wie z. B. in Knochen eingebettete Pfeil- oder Speerspitzen. Dies ist umso signifikanter, wenn diese z. B. in einem Gräberfeld bzw. einer repräsentativen Population einigermaßen gehäuft auftreten. Ein einzelnes Skelett (oder dessen Reste), in dem eine Pfeilspitze steckt, ist natürlich nicht besonders aussagekräftig: eine derartige Verletzung kann schließlich auch das Resultat eines (ob nun letalen oder nicht letalen) Jagdunfalls gewesen sein, bei dem zwischenmenschliche Gewalt gar nicht intendiert war. Finden sich hingegen unter den in einem Gräberfeld bestatteten Individuen mehrere Prozent, die derartige Spuren von menschlicher Gewalteinwirkung aufweisen, ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um eine Serie unglücklicher Jagdunfälle gehandelt hat, doch eher gering. Vergleichbares gilt für andere Formen von am Knochenmaterial erkennbarem, insbesondere perimortalem, wenigstens wahrscheinlich mit menschlicher Gewalteinwirkung verbundenem Trauma wie z. B. charakteristische Schädelfrakturen oder Abwehrverletzungen wie Radius- und Ulnabrüche (KELLY 2013, 161) und alle der Einwirkung von bestimmten Waffenarten zuordenbaren Schnitt- bzw. sonstigen Spuren am Skelettmaterial. Schließlich gehören in diese Kategorie auch Spuren der Jagd nach menschlichen Körperteilen als Trophäen, wie beispielsweise der wenigstens in Teilen des spätprähistorischen „keltischen“ Europas verbreiteten Kopffjagd (ARMIT 2012); auch wenn hier bereits stets zu bedenken ist, dass es auch andere Gründe als zwischenmenschliche Gewalt für die Abtrennung menschlicher Körperteile geben kann.

Ein indirekter Hinweis auf intentionelle zwischenmenschliche Gewalttaten können auch demografische Muster in größeren Populationen und / oder Gräberfeldern bzw. Massengräbern sein. Sind z. B. in einer Population Bestattungen junger, erwachsener Männer deutlich über- oder auch unterrepräsentiert, bzw. zeigen Bestattungen bestimmter demografischer Gruppen überdurchschnittlich häufig perimortale Verletzungen die auf Waffeneinwirkung hinweisen, weist dies deutlich auf wenigstens individuelle, wenn nicht sogar kollektive Gewalttaten hin (siehe z. B. BISHOP – KNÜSEL 2005).

Ebenfalls direkte Evidenz für individuelle oder kollektive körperliche Gewalttaten sind Funde aller Arten von Waffen, die primär für den Einsatz in gewaltsamen zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen geeignet sind. Hier sind zu allererst Defensivwaffen zu nennen: Rüstungen und Schilde sind schließlich primär als Selbstschutz im Kampf gegen andere Menschen nützlich, auch wenn ihnen zusätzlich sekundäre Funktionen (wie z. B. als Ranganzeiger, Erkennungszeichen, etc.) zukommen können, und zeigen daher deutlich wenigstens die Intention an, sich vor vorhersehbaren körperlichen Angriffen zu schützen. Sind sie einigermaßen standardisiert und massenproduziert, können „uniforme“ Defensivwaffen sogar als deutlicher Hinweis auf Vorbereitungen für kollektive Gewalt gewertet werden, weil damit offenbar ein kollektiver und nicht nur ein individueller Bedarf abgedeckt werden sollte. Das gleiche gilt für Offensivwaffen, die nicht gleichzeitig auch Gerätefunktion haben, wie z. B. Schwerter, Streitkolben, etc. Auch diesen können eventuell andere, sekundär erworbene Funktionen (wie z. B. als Rangabzeichen, Statussymbol, Exekutionsgerät) zukommen, sie zeigen aber dennoch eindeutig zumindest die Intention an, wenigstens im vorhersehbaren Bedarfsfall darauf vorbereitet zu sein, anderen Menschen möglichst effektiv körperlichen Schaden antun zu können. Bestenfalls indirekte Hinweise auf zwischenmenschliche Gewalt sind hingegen multifunktionale Waffen-Geräte wie z. B. Äxte, Beile, Messer etc. und wenigstens auch als Jagdgeräte

einsetzbare Waffen wie Speere, Wurfspeere, Pfeil und Bogen, Schleudern (bzw. Schleudergeschosse), etc.: diese können natürlich auch für zwischenmenschliche Gewalttaten eingesetzt worden sein, können aber genauso gut nicht für diesen Zweck gedacht gewesen sein.

Brand- bzw. sonstige Zerstörungshorizonte in verbautem Terrain können ebenfalls, aber nur noch als sehr indirekte Hinweise auf zwischenmenschliche Gewalttaten gesehen werden (so z. B. PARKER-PEARSON 2005, 24); wobei sie allerdings für sich alleine – das heißt, wenn sie nicht mit Hinweisen auf gewaltsame Ursachen der Zerstörungen verbunden sind – nur sehr wenig aussagekräftig sind. Denn nicht nur wird in den letzten Jahren zunehmend erkannt, dass wenigstens in manchen Regionen zu manchen Zeiten Bauwerke und sogar Siedlungen am Ende ihrer Nutzungszeit oft intentional geschleift wurden (FERGUSON 2013, 203; vgl. KARL 2013; 2015, 127–130); sondern es kann für Zerstörungen von Bauwerken – selbst wenn eine Siedlung in ihrer Gesamtheit betroffen wird – auch andere Gründe als gewaltsame Auseinandersetzungen geben (Unfälle, natürlich ausgelöste Umstände, ...). Eine Brandschicht oder auch eine intentionale Schleifung von Gebäuden für sich allein sagt also wenig direkt über zwischenmenschliche Gewalttaten aus.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es durchaus ein breites Spektrum an archäologischer Evidenz für zwischenmenschliche Gewalt gibt, das insbesondere ab Beginn der Metallzeiten zunehmend häufig oder wenigstens zunehmend eindeutiger erkennbar wird (FERGUSON 2013, 202); wobei es allerdings eindeutige, wenn auch relativ vereinzelte Hinweise darauf bereits ab dem Jungpaläolithikum gibt (FERGUSON 2013, 197–198). Manche der auf körperliche Gewaltanwendung hinweisenden Evidenzkategorien sind – wenigstens in zahlreichen Regionen und Zeiten – auch einigermaßen häufig; und erscheinen wohl auch deshalb in dem Sinn besonders relevant, als sie – zumindest manchmal – auch individuelle Schicksale zu rekonstruieren gestatten, die auch besonders interessante Geschichtsnarrative zu erzählen erlauben. Das macht die archäologische Beschäftigung mit Krieg und körperlicher Gewalt – auch für die interessierte Öffentlichkeit – besonders spannend und erklärt somit auch teilweise, warum die archäologische Kriegsforschung weit etablierter ist als die archäologische Friedensforschung.

Nachweis- und Unterscheidbarkeitsprobleme

Die soeben – zugegebenermaßen sehr cursorisch – besprochene archäologische Evidenz zeigt deutlich, dass zwischenmenschliche körperliche Gewalt spätestens seit dem Jungpaläolithikum nachweisbar ist. Das ist allerdings in Bezug auf die Frage nach Krieg und Frieden kaum aussagekräftig: solange sich nicht fassen lässt, ob der Einsatz dieser Gewalt organisiert ist – und wie und wofür er organisiert ist – sagt diese Evidenz nur, dass es auch in der (prä-historischen) Vergangenheit unsichere Zeiten gab. Simon James hat sogar argumentiert, dass Unsicherheit – *„some risk of physical danger from others in the absence of reliable peace as well as organised warfare”* (JAMES 2007, 169) – wahrscheinlich die Norm in vorstaatlich organisierten Gesellschaften (wie jenen des früheisenzeitlichen Großbritanniens) war, weil diesen die sozialen Institutionen fehlen würden, die einen Kriegs- oder Friedenszustand im engeren Sinn erzeugen bzw. aufrechterhalten könnten. Evidenz für körperliche Gewalttaten wären – wenn man James zustimmen wollte – dann praktisch in der ganzen Urgeschichte nur Hinweise auf variable Grade an Unsicherheit, während es Krieg und Frieden praktisch nicht gegeben hätte.

Will man James hingegen nicht zustimmen und geht, wie weiter oben ausgeführt, davon aus, dass alle menschlichen Gesellschaften sowohl zum Krieg als auch zum Frieden fähig sind; und dass die Antwort auf die Frage, ob eine bestimmte Evidenz nun ein Hinweis auf z. B. einen

Raubzug, eine Fehde, einen Krieg oder eine der Erhaltung einer Friedensordnung dienende Gewalthandlung ist, von der Intention der Handelnden, dem Anteil betroffener Individuen in den beteiligten Gesellschaften und der Menge der dabei eingesetzten gesamtgesellschaftlichen Ressourcen abhängt, so stößt man aus archäologischer Sicht sowohl auf gravierende Nachweis- als auch – und wohl noch wichtiger – auf fundamentale Unterscheidbarkeitsprobleme. Denn anhand archäologischer Evidenz lässt sich – wenn überhaupt – bestenfalls zwischen wahrscheinlich individuellen und wahrscheinlich kollektiven Gewalttaten unterscheiden.

Selbst bei Belegen, die sichere Hinweise auf kollektive Gewalttaten sind, das heißt den Überresten von Schlachtfeldern und von „Massakern“, ist – einmal abgesehen davon, dass diese aus prähistorischen Zeiten nur sehr selten auf uns gekommen sind – zumeist nicht unterscheidbar, ob es sich dabei um Spuren eines Krieges, einer Fehde, eines vollkommen schiefgegangenen Raubzuges oder einer auf die Friedenserhaltung ausgerichteten Maßnahme (z. B. eine Strafaktion gegen eine große Räuberbande oder eine „rebellische“ Untergruppe einer größeren Gemeinschaft) handelt. Sogar bei sehr frühen Hinweisen wie den eventuell sogar annähernd gleichzeitigen Überresten von „Massakern“ in Schletz in Österreich und Herxheim in Deutschland (WILD et al. 2004, 384) aus der Zeit um 5000 v. Chr. – wenn man akzeptieren will, dass es sich dabei tatsächlich um Massaker gehandelt hat (wenigstens für Herxheim abweichend z. B. HÄUSSER 1998) – mit mehreren hundert Toten, die im Fall von Schletz sogar in den, die dortige Siedlung „befestigenden“ Gräben gefunden wurden (WINDL 2002), stellt sich die Frage, ob es sich dabei um einen Krieg zwischen zwei benachbarten Gesellschaften, eine Fehde zwischen zwei, zu einer wenigstens lose großräumiger organisierten Gesellschaft gehörenden Dorfgemeinschaften, oder eine ganz Mitteleuropa überrollende Migrationsbewegung (einem wohl am ehesten zwischen Raubzug und Krieg anzusiedelnden Phänomen) gehandelt hat; um von der wohl ebenfalls bestehenden Möglichkeit einer „friedensstiftenden“ Strafaktion gegen eine „rebellische“ Dorfgemeinschaft in einer weiträumiger organisierten Gesellschaft erst gar nicht zu reden.

Den Erdwerken in Schletz vergleichbare Anlagen aus der jüngeren Linearbandkeramik sind sogar aus dessen näherer Umgebung bekannt (WINDL 2002, 140), wobei die im nicht einmal 20 Kilometer entfernten Weinsteig (DONEUS et al. 2002) sogar deutlich größer ist. Es ist also gleichermaßen möglich, anzunehmen, dass hier zwei unterschiedlich große, voneinander unabhängige politische Gruppen in enger Nachbarschaft zueinander existierten; dass hier zwei nicht einmal einen Tagesmarsch voneinander entfernt gelegene Dorfgemeinschaften existierten, die Teil derselben, größeren, nur eher lose zusammengehörenden, eher egalitär aufgebauten Gesellschaft waren, oder anzunehmen, dass Schletz ebenso wie andere in der Region existierende, vergleichbare Siedlungen zu einer größeren, hierarchisch aufgebauten Gruppe gehörten, die von Weinsteig aus regiert wurde. Je nachdem, was davon man annehmen will, kann man damit auf sehr unterschiedliche Gesamtgesellschaftsgrößen kommen: war Schletz eine politisch unabhängige Gruppe, kann diese Gruppe aus kaum mehr als den etwa 200 Toten bestanden haben, die bei den dortigen Ausgrabungen entdeckt wurden. War Schletz hingegen hypothetisch Teil einer größeren, von Weinsteig aus regierten, hierarchisch aufgebauten Gemeinschaft, mag diese Gemeinschaft insgesamt aus über, wenn nicht sogar mehreren 10.000 Mitgliedern bestanden haben. Ist letzteres der Fall, ist die Strafaktion gegen ein sich gegen die Herrschaft aus Weinsteig auflehnendes Dorf, die im Rahmen der Rechtsordnung der weiteren Gesellschaft, zu der Schletz dann gehörte, als erforderliche Maßnahme zur Wiederherstellung der Friedensordnung zu betrachten war, durchaus auch im Bereich des Möglichen.

Dabei ist nicht einmal auszuschließen, dass auch tatsächlich die Population dieser Region in der jüngeren Linearbandkeramik bereits sehr ähnliche Vorstellungen von Fehde, Krieg,

Frieden und der Notwendigkeit zu dessen aktiver Erhaltung hatten, im Notfall auch durch Gewaltmaßnahmen, wie sie weiter oben dargestellt wurden. Will man nämlich der – keineswegs unumstrittenen – Theorie von Colin RENFREW (1989, insbesondere 145–177) zur mit der Neolithisierung gekoppelten Verbreitung der indoeuropäischen Sprach- und Kulturfamilie in Europa folgen, dann würde die Linearbandkeramik nicht nur zu dieser Familie gehören, sondern wäre sogar der Stammvater dieser Familie in Mittel- und Nordeuropa.

Umgekehrt kann man auch Befunde, die, wie z. B. den des picardischen Heiligtums von Ribemont-sur-Ancre in Frankreich aus der Zeit um 200 v. Chr., das vorzugsweise als Siegesmonument nach erfolgreichen Schlachten gedeutet wird, mehr oder minder eindeutig in einen kriegesischen Zusammenhang gestellt werden (z. B. BRUNAUX 1999, 98–103), ebenso gut als der Aufrechterhaltung der Friedensordnung gewidmete Richtstätten deuten. Stützt sich die vorherrschende Interpretation dieses Befundes auf antike Quellen, die über die bei den Galliern beliebte Kopffjagd (vgl. ARMIT 2012) und – dank Kriegsbeute – von Reichtum überquellenden Heiligtümern berichten (BRUNAUX 1999, 91); könnte man sich stattdessen genauso gut auf die in teilweise denselben Quellen überlieferten gallischen Praktiken der Rechtsprechung und Opferung von – vorzugsweise – Dieben, Räubern und sonstigen Verbrechern durch die Druiden (Caesar b. g. 6, 13.3–5; 6, 15) stützen und somit zu einer radikal anderen Interpretation dieses Befundes gelangen.

Dass die in Ribemont in der dortigen großen Halle entdeckten menschlichen Skelette bzw. deren Reste von Männern im Alter zwischen 16 und Anfang 40 stammen, deren Schädel fast durchgehend fehlen, deren Körper teilweise in unnatürlichen Haltungen zusammengebunden gewesen sein dürften, und mit deren Überresten teilweise lange andauernde, komplexe Rituale durchgeführt wurden, ist im Kontext einer Richtstätte ebenso vorstellbar wie in dem eines den Göttern der Unterwelt geweihten Tropaions. Dass jene Verbrecher, die die Gallier laut Caesar vorzugsweise den Göttern opferten, in den doch stark männerdominierten späteinzeitlichen Gesellschaften Galliens wohl überwiegend Männer im waffenfähigen Alter gewesen sein dürften, die ihre Verbrechen bewaffnet durchgeführt hatten, kann wohl berechtigterweise angenommen werden. Dass der Todesstrafe überantwortete Verbrecher auch geköpft und die abgeschlagenen Köpfe zur Abschreckung öffentlich ausgestellt werden, wäre auch nicht im mindesten überraschend. Dass schließlich die Leichen von hingerichteten Verbrechern oft auch noch nach dem Eintritt des Todes geschändet, weiter „bestraft“, längerfristig offen zur Schau gestellt und auch auf verschiedenste Weisen „ausgeschlachtet“ wurden, ist ebenfalls keineswegs unbekannt. Wirft man – als vollkommen willkürlich gewähltes Vergleichsbeispiel – einen Blick auf die frühneuzeitliche Exekutionspraxis in der Steiermark (siehe z. B. MIRSCH et al. 2015), findet man einiges, was mit den in Ribemont gemachten Beobachtungen durchaus vergleichbar ist.

Bei allen archäologischen Evidenzen, die nur generell auf körperliche, aber nicht unbedingt kollektive Gewalttaten hinweisen, wird die Unterscheidbarkeit zwischen den verschiedenen Arten von Gewaltanwendung nur noch schwieriger. Denn bei allen solchen Hinweisen stellt sich nämlich jeweils im Einzelfall die Frage, ob dieser, selbst wenn eine Häufung solcher Hinweise aus dem gleichen Kontext vorliegt, auch nur als Hinweis auf kollektive, oder nicht nur auf individuelle Gewalttaten betrachtet werden muss. Dies gilt selbst dann, wenn beispielsweise in einem Gräberfeld das Skelettmaterial von 25% aller beigesetzten Individuen Hinweise auf letale körperliche Gewaltanwendung zeigen. Diese könnten das Resultat wiederholter Raubzüge in generell unsicheren Zeiten sein, von (und sei es nur kleinregional) gehäuften Verbrechen in ansonsten friedlichen Zeiten, aber auch von Fehden, von Krieg oder von der Friedenserhaltung dienenden strafrechtlichen Unrechtsfolgen. Letztere sind höchstens dann eher auszuschließen, wenn z. B. klassische Abwehrverletzungen vorliegen, die bei körperlichen Strafen normalerweise eher nicht zu erwarten sind. Weitge-

hend isoliert für sich stehende Hinweise auf körperliche Gewalttaten sind also in praktisch allen Fällen nicht einmal grob zuordenbar, geschweige denn genau.

Der Nachweis kriegerischer Auseinandersetzungen ist also mit archäologischen Mitteln wenigstens in prähistorischen Perioden praktisch überhaupt nicht zu erbringen – sofern man nicht alle kollektiven Gewalttaten als Hinweise auf Krieg betrachtet, weil man eine Definition des Kriegs- und des Friedensbegriffs gewählt hat, die so grob vereinfachend ist, dass die beiden Begriffe eigentlich ihres gewöhnlichen Sinnes völlig beraubt sind. Selbst einigermaßen eindeutig massive kollektive Gewalttaten anzeigende Evidenzen können nahezu immer auf so vielfältige Weise interpretiert werden, dass sie nahezu alles – vom furchtbar fehlgeschlagenen Raubzug über Fehden und Krieg bis hin zu friedensstiftenden Maßnahmen – repräsentieren könnten. Das soll keineswegs bedeuten, dass es Krieg in der Urgeschichte nicht gegeben hat: ganz im Gegenteil ist davon auszugehen, dass – entgegen der Ansicht von JAMES (2007, 189), dass in vorstaatlichen Gesellschaften die dafür ebenso wie die für die Aufrechterhaltung von Frieden notwendigen sozialen Institutionen fehlen – auch in der Urgeschichte sowohl Krieg geführt als auch ein bestehender Frieden erhalten werden konnte. Es ist nur enorm schwierig, wenn nicht sogar – außer in extrem seltenen Einzelfällen – nahezu unmöglich, zu sagen, wann und wo in der Urgeschichte gerade Krieg geführt, Frieden erhalten wurde oder auch – als dritter Status zwischen diesen beiden – „*endemische Unsicherheit*“ (JAMES 2007, 189) geherrscht hat.

Friedensstiftung

Ich habe mich Krieg und Frieden in der Urgeschichte bisher im Wege der Frage angenähert, ob man Krieg archäologisch fassen und anhand von Hinweisen auf körperliche Gewalttaten von anderen Formen zwischenmenschlicher Gewaltanwendung und vom Frieden unterscheiden kann, ohne damit zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Vielleicht ist es an dieser Stelle daher angebracht, den Blickwinkel zu ändern und sich der Problematik auf anderem Wege, nämlich mittels der Frage, ob und wenn ja anhand welcher archäologischer Evidenz man – im Sinne der oben gewählten Definition eines positiven bzw. aktiven Friedensbegriffs – Frieden archäologisch fassen kann.

Sieht man Frieden als imaginierten Idealzustand, in dem alles reibungslos entsprechend einer (göttlich bzw. gesellschaftlich) vorgegebenen Ordnung funktioniert, gibt das ein Ziel vor, das durch menschliches Handeln erreicht werden soll: die möglichst vollständige Beseitigung von Konflikten; denn Reibung ist – insbesondere in zwischenmenschlichen Beziehungen – letztendlich nichts anderes als ein Konflikt. Zur Beseitigung von Konflikten stehen Menschen nun aber eine ganze Reihe verschiedener möglicher Strategien zur Verfügung: sie können einerseits versuchen, Konflikte zu beseitigen, indem sie diese nötigenfalls bis hin zur nicht kollektiv sanktionierten letalen Gewalt eskalieren (lassen), oder deren Eskalation zu unterdrücken, nötigenfalls durch kollektiv sanktionierte letale Gewalt. Sie können andererseits

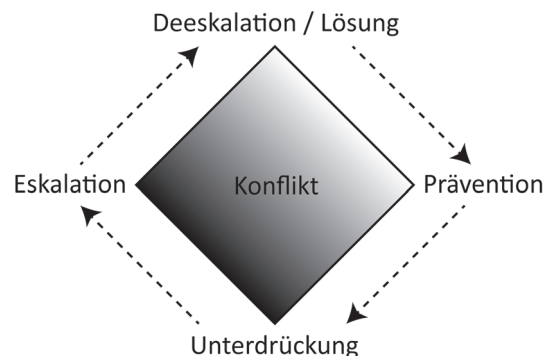


Abb. 1. Vereinfachte Darstellung der möglichen Strategien zum Umgang mit Konflikten. Die Intensität der Grauschattierung zeigt an, wie hoch das Potential für die Anwendung körperlicher Gewalt bei der Wahl der verschiedenen Strategien (bzw. ihrer Kombination oder Mischung) ist (Grafik: R. Karl).

aber auch versuchen, diese Konflikte durch verschiedene Mechanismen wie Kompromissfindung, Kompensation, Kooperation usw. zu lösen oder wenigstens langsam abzubauen, also sie zu deeskalieren, oder ihnen ganz aus dem Weg zu gehen. Sie können sich aber auch von vornherein bemühen, vorhersehbaren Konflikten durch das Setzen geeigneter Maßnahmen vorzubeugen, d. h. die Entstehung von Konflikten möglichst zu vermeiden. Für eine ganz grob vereinfachte, auf vier grundlegende Möglichkeiten reduzierte Darstellung, die man bis zu einem gewissen Grad auch als Kreislauf des Umgangs mit Konflikten sehen kann (Abb. 1).

Erfordert Frieden aktives menschliches Handeln, so ist zu vermuten, dass „friedensstiftendes“ menschliches Handeln wenigstens teilweise auch archäologische Spuren hinterlässt, die sich identifizieren und damit als Hinweise auf das Bestehen einer gesellschaftlichen Friedensordnung interpretieren lassen. Tatsächlich können die schon besprochenen Hinweise auf zwischenmenschliche Gewalt mehrheitlich auch als Evidenz für solche friedensstiftenden Maßnahmen interpretiert werden, auch wenn das auf den ersten Blick kontraintuitiv wirkt. Aber es ist ebenso zu vermuten, dass wenigstens manche gewaltfreien friedensstiftenden Handlungen archäologische Spuren hinterlassen; selbst wenn man davon ausgehen muss, dass die überwältigende Mehrheit davon Teil der immateriellen Kultur und daher archäologisch niederschlagsarm oder gar -frei ist.

Natürlich spielt im Bereich der Friedensstiftung und -erhaltung insbesondere das Recht eine Rolle, dessen Gegenstand und Ziel (LUPOI 2000, 381) letztendlich die Festsetzung sowohl der (möglichst reibungslos funktionieren sollenden) Ordnung, die Bestimmung der zu ihrer Erhaltung notwendigen (diese Reibungslosigkeit gewährleisten sollenden), aktiven Handlungen und Unterlassungen als auch der anerkannten Mechanismen zu ihrer Verteidigung und Wiederherstellung ist, die den Frieden ausmachen. Recht ist nun aber – insbesondere, wenn es, wie in prähistorischen Zeiten, nicht ein kodifiziertes, sondern ein in der oralen gesellschaftlichen Tradition lebendes Gewohnheitsrecht ist – in erster Linie ein Regelsystem, das in den Köpfen der Menschen existiert und daher nahezu vollständig – wenigstens so lange es nicht verschriftlicht wird – im Bereich der immateriellen Kultur angesiedelt ist. Recht (und über Recht) wird in erster Linie einmal gesprochen; und nachdem man überall Recht (und über Recht) sprechen kann, führt es – wenigstens vorerst einmal – normalerweise nicht zu einem archäologischen Niederschlag. Zwar kann der Ort der Rechtsprechung – das Gericht bzw. der Gerichtshof – selbstverständlich symbolisch oder architektonisch in kulturspezifisch besonderer Weise gestaltet werden (siehe dazu z. B. schon KARL 2009), aber das ist weder unabdingbar erforderlich, noch muss diese Art der Ausgestaltung – wenn es denn überhaupt eine gibt – in einer Weise erfolgen, die archäologisch eine Unterscheidung zwischen den Gerichts- und anderen Funktionen des besonders gestalteten Orts ermöglichen.

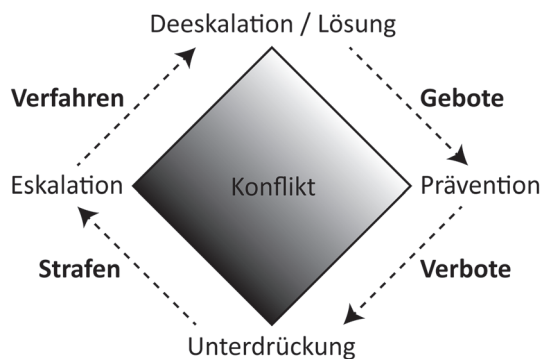


Abb. 2. Rechtsmechanismen zur Friedensstiftung
(Grafik: R. Karl).

Während das (und über das) Recht selbst vorwiegend gesprochen wird, bleibt es jedoch – wenigstens normalerweise – in der Wirklichkeit nicht folgenlos: es geht beim Recht letztendlich um die Definition, Stiftung, Erhaltung und Wiederherstellung des realen Friedens, nicht nur darum, darüber zu reden. Recht enthält daher stets Mechanismen, die Folgen in der Wirklichkeit haben (sollen). Diese kann man – neuerlich grob modellhaft vereinfacht – in das Diagramm zu den Strategien für den Umgang mit Konflikten eintragen (siehe Abb. 2): Gebote, die (möglichen)

Konfliktparteien sagen, was sie tun müssen, um eine Konfliktlösung zu verwirklichen oder vorhersehbare Konflikte zu vermeiden; Verbote, die Parteien sagen, was sie zu unterlassen haben, um die Entstehung vorhersehbarer Konflikte zu vermeiden oder ihr Aufflammen zu unterdrücken; Strafen, die das Aufflammen von Konflikten unterdrücken oder Konsequenzen der widerrechtlichen Konflikteskalation determinieren; und Verfahren(sregeln), die den Parteien sagen, wie sie Konflikte rechtmäßig eskalieren (lassen) können, um diese geordnet einer Lösung zuführen zu können.

Das gesprochene Recht schlägt sich daher über seine Folgen in der Wirklichkeit nieder und diese Rechtsfolgen können auch archäologisch sichtbar werden. Besonders deutlich ist das – wenigstens in historischen Zeiten – im Bereich der Strafrechtsfolgen erkennbar, d. h. den körperlichen Auswirkungen der tatsächlich bekanntermaßen verhängten Strafen, z. B. an auf bekannten frühneuzeitlichen Richtstätten gefundenen Skeletten (MIRSCH et al. 2015, 250–255). Aber auch Ge- und Verbote können einen archäologischen Niederschlag erzeugen. Das zeigt sich insbesondere im Bereich der im weitesten Sinne präventiven Handlungen zur Vorbeugung der Entstehung von Konflikten.

Good fences make good neighbours

Ein klassisches Beispiel für sich archäologisch niederschlagende bzw. wenigstens niederschlagen könnende rechtliche Konfliktpräventionsmaßnahmen sind Zäune (und damit vergleichbare gebaute Strukturen wie z. B. Grenzmauern oder geplant gesetzte Pflanzen zur Abgrenzung wie z. B. Hecken).

Im dicht besiedelten Gebiet sind – vorausgesetzt es bestehen separate Nutzungsrechte (ob nun von einzelnen Individuen oder Personengruppen) an bestimmten, unmittelbar aneinandergrenzenden Grundstücken – Streitigkeiten über den genauen Verlauf der Grundstücksgrenzen vorprogrammiert, wenn diese Grundstücke nicht eindeutig voneinander unterschieden werden können. Soll solchen Konflikten vorgebeugt werden, muss die Grundstücksgrenze in irgendeiner Weise sichtbar gemacht werden; und zwar idealerweise dauerhaft. Dies kann zwar beispielsweise auch durch Grenzsteine geschehen, die mit einer imaginären, geraden Linie verbunden werden können, welche die Grenze bestimmen. Sind diese Grenzsteine aber nicht aus dem anstehenden Fels gehauen, können sie relativ leicht versetzt werden, was neuerlich Konfliktpotential in sich birgt; einmal abgesehen davon, dass die Optik vieler Menschen recht krumm werden kann, wenn es darum geht, sich ein Stückchen zusätzlich nutzbaren Bodens zu verschaffen. Zäune sind daher besser: einen Grenzstein zu versetzen dauert – vorausgesetzt man hat ein paar starke Kerle an der Hand, die zügig arbeiten – eventuell nur ein paar Minuten. Einen Zaun zu versetzen dauert in der Regel schon deutlich länger. Eine aus gesetzten Pflanzen bestehende Grenze ist sogar noch besser: diese zu versetzen, so dass man das nicht mehr erkennt, dauert in der Regel mehrere Jahre. Will man also Konflikten über den Verlauf von Grenzen (siehe z. B. Caesar b. g. 6, 13.5) vorbeugen, gebietet man im dicht verbauten Gebiet am besten unmittelbaren Nachbarn, dass sie ihre jeweiligen Grundstücke durch Hecken oder Zäune voneinander abgrenzen.

Auch in gemischt land- und viehwirtschaftlich genutztem, wenn auch nur locker besiedeltem Gebiet, in dem aber Vieh von Hirten auf offenem Weideland gehütet und nicht stetig in Pferchen gehalten wird (und vielleicht auch Reiter und von Pferden oder Ochsen gezogene Wagen unterwegs sind), sind ebenfalls Streitigkeiten vorprogrammiert, wenn die Felder, Gärten, Wohn- und Wirtschaftsbereiche nicht eingezäunt sind. Denn es kann schließlich in Absenz von solchen Abgrenzungen separat genutzter Flächen nur allzu leicht vorkommen, dass Vieh – wenn es gemeinschaftlich auf kollektiv genutztem Privatgrund oder einer Allmende gehalten wird – auf acker- oder gartenbaulich genutzten Grund läuft und die dort angepflanzten

Nutzpflanzen frisst oder zertrampelt, selbst wenn der Hirte aufpasst. Es ist auch möglich, dass das Vieh in bzw. durch einen Wohn- oder Wirtschaftsbereich läuft und dabei signifikanten Schaden, eventuell sogar an Wertsachen oder Personen anrichtet. Zäune, vor allem stabiler gebaute Zäune oder dichte Dornestrüpphecken, die um derartig separat genutzte Bereiche errichtet sind, halten daher nicht nur physisch das Vieh davon ab sich danebenzubehinden, sondern beugen damit auch den aus derartigen Schäden unweigerlich resultierenden Konflikten vor.

Gute Zäune machen also tatsächlich, ganz im Sinne des bekannten Zitats aus dem Gedicht „*Mending Wall*“ von Robert Frost (1914), gute Nachbarn: sie beugen der Entstehung sozialer Konflikte vor, sind also aktive Maßnahmen, den Frieden zu erhalten. Dass sie auch tatsächlich dem Zweck der Friedensstiftung dienen, lebt bis heute noch im dafür verwendeten deutschsprachigen Synonym *Einfriedung* nach; wie auch die sprachliche Erinnerung daran, dass sich dafür insbesondere Hecken eignen, im Synonym *Einhegung* (von Althochdeutsch *hac*; FAULMANN 1893, 153) fortlebt. Die Zäune bzw. Hecken sorgen dafür, dass der Nachbar und / oder das liebe Vieh das, was gehegt und gepflegt werden soll, in Frieden lassen und damit die Ordnung aufrechterhalten wird, die aufrechterhalten werden soll.

Ein gutes Beispiel für eine rechtliche Einfriedungsregelung findet sich im frühen irischen Recht: der wichtigste irische Rechtstext zum viehwirtschaftlichen Nachbarschaftsrecht, *Bretha Comaithchesa* (KELLY 1988, 273) bestimmt z. B. vier zur rechtlich erforderlichen Feldeingrenzung zulässige Einfriedungsmethoden: die Trockensteinmauer (Altirisch *corae*), den Erdwall mit Graben (*clas*), den einfachen Zaun (Abb. 3; *nochtaile*) und den Eichenzaun (*dairimbe*). Der Text spezifiziert weiter, dass eine ordentliche Trockensteinmauer drei Fuß breit und vier Fuß hoch sein muss. Bei der Wall-Graben-Einfriedung hat der Wall drei Fuß hoch, der Graben drei Fuß tief und drei Fuß breit mit einer ein Fuß breiten Sohle zu sein; wobei man davon ausgehen kann, dass auf dem Erdwall eine Hecke angepflanzt wurde. Der einfache Zaun soll aus in einem Abstand von etwas unter einem Fuß gesetzten, vier Fuß hohen Stangen bestehen, wird von drei Flechtwerkbändern – am Boden, in eineinhalb und in drei Fuß Höhe – durchzogen sowie von einem aus Schlehdorn geflochtenen Band – dem frühirischen Äquivalent von Stacheldraht – gekrönt: „*a small pig should not be able to penetrate it because of its closeness, and an ox should not be able to penetrate it because of its firmness and height*“ (KELLY 1998, 374–375; Abb. 3). Der Eichenzaun schließlich soll die gleichen Dimensionen wie der einfache Zaun haben, nur aus Eichenpfosten bestehen (Kelly 1998, 272–276). Die beiden erstgenannten Einfriedungsarten stehen in weiten Teilen Großbritanniens und Irlands übrigens bis in die Gegenwart in Verwendung.

Dem irischen Landbesitzer wird durch *Bretha Comaithchesa* aber nicht nur gesagt, was „ordnungsgemäße“ Einfriedungsmethoden sind, es wird ihm durch diesen Text vielmehr auch geboten, all jene seiner Grundstücke, die er tatsächlich separat nutzen möchte, auch wirklich ordnungsgemäß einzufrieden und seine Einfriedungen auch in gutem Zustand zu erhalten. Verletzt sich nämlich jemand an seiner nicht ordnungsgemäßen Einfriedung, ist er kompensationspflichtig; und er verliert selbstverständlich seinerseits auch jedweden Kompensationsanspruch für Schäden an den sich innerhalb der Einfriedung befindlichen Wertsachen (KELLY 1988, 142; 1998, 377–378). Umgekehrt ist aber jedem anderen bei Strafe verboten,

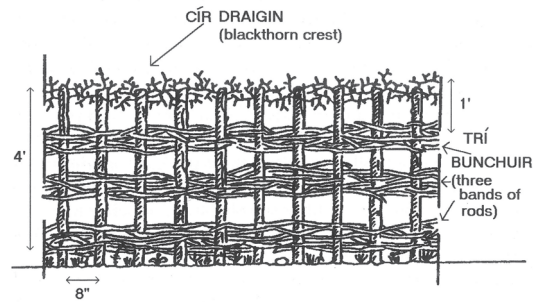


Abb. 3. Rekonstruktionszeichnung eines frühmittelalterlichen irischen einfachen Flechtwerkzauns (*nochtaile*) auf Basis der Beschreibung in *Bretha Comaithchesa* (KELLY 1998, 375, Fig. 19).

seine Einfriedung zu beschädigen; wobei die Strafe zusätzlich zu allfälligen Kompensationszahlungen für Schäden an seinen eingefriedeten Gütern zu entrichten und vom Täter seine Einfriedung ordnungsgemäß wiederherzustellen ist (KELLY 1998, 377–378). Bei Wohnanlagen gilt sogar bereits das bloße, ungenehmigte Betreten der sie umgebenden Einfriedung als Hausfriedensbruch, der mit empfindlicher Strafe belegt ist (KELLY 1998, 431).

Einfriedungen der genannten Arten, vielleicht einmal abgesehen vom einfachen Zaun, lassen sich archäologisch identifizieren. Wir konzentrieren uns nur in ihrer Interpretation zumeist (nahezu) ausschließlich auf die praktischen Funktionen von Einfriedungen – domestizierte Tiere drinnen halten, Wildtiere draußen, Angreifern den Zugang zum Innenraum und Räubern das Erreichen und Wegführen ihrer Beute zu erschweren, etc. Es wird höchstens beiläufig erwähnt, dass solche baulichen Strukturen „auch“ eine rechtliche Funktion gehabt haben könnten. In historischer Sicht ist hingegen tatsächlich bei vielen solchen Einfriedungen die rechtliche Funktion ihre wichtigste, während ihre praktischen Funktionen sekundär, wenn nicht sogar nur nützliche Nebenwirkungen sind. Wir haben also vermutlich oft im archäologischen Befundbild – wenn auch vielleicht nicht gänzlich eindeutige – Spuren aktiv friedensstiftender Handlungen vor uns, die wir aber unberücksichtigt lassen, weil wir uns mit der Frage der Friedenserhaltung gar nicht erst beschäftigen.

Si vis pacem, para bellum

Vergleichbares – dass wir Evidenz für friedensstiftende Handlungen vor uns haben, die wir nur nicht als solche interpretieren – gilt übrigens, wenigstens teilweise, auch für die schon oben zusammenfassend dargestellte Evidenz, die wir gewöhnlich als Hinweis auf Krieg deuten.

So werden z. B. Befestigungsmauern, -wälle, -gräben etc. gewöhnlich als Hinweise auf Kriegsvorbereitungen gewertet. Insbesondere, wenn bei ihrer Gestaltung verteidigungstechnisch vorteilhafte Elemente wie Türme, durch einziehende Wall- oder Mauerflanken geschützte Toranlagen usw. verwendet wurden, sind sie tatsächlich in diesem Sinn Kriegsvorbereitungen; bzw. wenigstens die in sie integrierten, verteidigungstechnisch günstigen Elemente zusätzlicher Aufwand, der wohl dafür in Kauf genommen wurde, um eine möglichst effektive Verteidigung dieser Anlagen zu ermöglichen. Das weist darauf hin, dass jene Personen, die sie errichteten, befürchteten, sie als Verteidigungseinrichtungen zu brauchen; d. h. vorhersahen, dass sie Ziel zwischenmenschlicher Gewalttaten werden könnten.

Befestigungsanlagen sind jedoch zumeist auch Einfriedungen wie die soeben diskutierten Zäune etc., und haben auch oft die gleiche friedensstiftende Funktion wie diese. Sie definieren einen geordneten Raum, in dem zumeist besondere, lokale Regeln des (friedlichen) Zusammenlebens gelten, dessen Betreten und Verlassen kontrolliert werden kann (und oft auch tatsächlich wird). Dieser Raum kann auch zu bestimmten Zeiten ganz verschlossen werden, um den inneren und äußeren Frieden zu sichern. Anzunehmen, dass der primäre Zweck solcher Anlagen ihre Verteidigungsfunktion war, während ihre alltäglichen, friedensstiftenden Funktionen nur von sekundärer Bedeutung waren, erscheint daher eher wie eine Verkehrung zwischen normaler und außergewöhnlicher Funktion.

Ein gutes Beispiel, dass die friedensstiftenden Funktionen von auch als Befestigungsanlagen dienenden Wällen weit bedeutender gewesen sein dürften als ihre verteidigungstechnische Funktion in Kriegszeiten, findet sich in den (eventuell schon spätbronze- und eisenzeitlichen, jedenfalls aber auch) frühmittelalterlichen irischen sogenannten *ringforts* (EDWARDS 1990, 11–33; STOUT 1997). Viele der wohl über 40.000 derartigen Anlagen, die uns aus Irland bekannt sind, sind relativ simple Bauernhöfe freier irischer LandeigentümerInnen, die mit einem *clas*, d. h. einem simplen Wall und Graben (in etwa den oben genannten Dimensionen), eingefriedet sind. Eine kleinere Anzahl sind jedoch stärker „befestigte“ Anlagen, die mit zwei

oder manchmal sogar drei Erdwällen mit vorgelagerten Gräben (oder, wo der Untergrund felsiger ist, auch mit Trockensteinwällen) eingefriedet sind. Letztere gelten dabei – den Angaben des frühmittelalterlichen irischen Rechtstexts *Crith Gablach* folgend – als sogenannte „königliche“ *ringforts*, weil die Residenz eines rechtmäßigen Königs (im Gegensatz zu denen aller anderen Landeigentümer im Territorium seiner *tuath*, seines „Volkes“) von den sogenannten „Wällen des Vasallentums“ umgeben zu sein haben, die als mehrfache Wallanlagen von etwa den in der Archäologie beobachtbaren Dimensionen beschrieben werden (MAC NEILL 1923, 305). Diese Wälle können durchaus auch verteidigt werden und sind – nachdem es mehrere davon gibt – auch verteidigungstechnisch vorteilhafter als eine einfache Wall-Graben-Anlage oder gar bloß ein simpler *clas*.

Dennoch spricht nichts in der frühmittelalterlichen irischen Literatur dafür, dass diese Wälle – ob nun die verteidigungstechnisch vorteilhafteren der „königlichen“ oder die verteidigungstechnisch weniger günstigen einfacheren *ringforts* – eine besondere verteidigungstechnische Funktion hatten (selbst wenn ausreichend viele Personen verfügbar waren, solche Wälle sinnvoll zu besetzen). Zwar waren irische Könige durchaus zur Kriegsführung berechtigt (MAC NEILL 1923, 303) und konnten dafür – vor allem, wenn sie höherrangige Könige waren – auch auf nicht unbedeutende Truppenzahlen zurückgreifen. *Crith Gablach* nennt hier für Könige des mittleren von drei Königsrängen zwischen ca. 1.400 und 2.100 Mann, was für Könige des niedrigsten Ranges immer noch eine Armee von ca. 700 Mann impliziert, also nicht gänzlich unbedeutende Mannstärken (MAC NEILL 1923, 300–301). Alle in der frühmittelalterlichen Literatur beschriebenen Schlachten sind jedoch offene Feldschlachten (oder heroische Zweikämpfe), während Belagerungen und Erstürmungen von Befestigungsanlagen überhaupt nicht vorkommen; auch nicht von „königlichen“ *ringforts*.

Die Menschen des irischen Frühmittelalters scheinen also selbst mit einigermaßen aufwändigen Wall-Graben-Anlagen umgebene, aus herkömmlich archäologischer Sicht scheinbar befestigte, „königliche“ *ringforts* nicht primär als Befestigungsanlagen mit kriegerischer Funktion angesehen zu haben, sondern eher als die eindrucksvoll ausgestatteten Residenzen und Gerichtshöfe der Oberhäupter der irischen *tuatha*. Zweck der Errichtung der Befestigungen scheint es viel eher gewesen zu sein, der besonderen Stellung, die dem König in der gesellschaftlichen Friedensordnung zukam, auch durch deren physische Manifestation gerecht zu werden: er war schließlich nicht nur der Vertreter seines Volkes (oder seiner Völker) gegenüber Außenstehenden, sondern er war auch oberster Richter in seiner Gesellschaft (MAC NEILL 1923, 302).

Überhaupt muss man feststellen, dass eigentlich der Krieg auch zur gesellschaftlichen Friedensordnung gehört. Die Fehde ist in Gesellschaften ohne zentrale Autorität mit Gewaltmonopol – d. h. mehr oder minder in allen vorstaatlich organisierten Gesellschaften – wenigstens ein, wenn nicht sogar das primäre, rechtmäßige Mittel zur Lösung innergesellschaftlicher Konflikte, die nicht gewaltfrei gelöst werden können. Der Krieg dient als das primäre, rechtmäßige Mittel zur Lösung zwischengesellschaftlicher Konflikte: Krieg muss nicht nur förmlich erklärt werden, sondern muss ein *bellum iustum* sein, d. h. darf (eigentlich) nur zur Selbstverteidigung bzw. zur Bekämpfung von Völkerrechtsverletzungen geführt werden (z. B. CICERO, *De Officiis* I, 33–40). Krieg findet heute und fand auch früher nicht in einem gänzlich rechtsfreien Raum statt: es mag kein expliziertes und kodifiziertes Kriegsvölkerrecht und innergesellschaftliches Kriegerrecht geben, aber wenigstens gewisse Moralvorstellungen gab es dennoch. Das zeigt sich z. B. an der allgemein bekannten Tatsache, dass Caesar von seinen Widersachern in Rom für seine Kriegsführung in Gallien durchaus scharf kritisiert wurde. Im Krieg mag mehr erlaubt gewesen sein als in anderen Zeiten, aber trotzdem nicht alles.

Sieht man den Krieg als ultimatives Mittel der Bewahrung der gesellschaftlichen Friedensordnung, löst sich der Gegensatz zwischen Krieg und Frieden weitgehend auf. Die bei

Vegetius zu findende, inzwischen sprichwörtliche Empfehlung *si vis pacem, para bellum* („Wer Frieden will, der bereite den Krieg vor“), lässt sich dann auch durchaus so interpretieren, dass die Schaffung der Friedensordnung auch die Vorbereitung des – zu ihrer Verteidigung und ihrem Schutz eventuell notwendigen – Krieges beinhalten muss. Legt man das auf die Archäologie um, werden *de facto* alle Hinweise auf Krieg auch Hinweise auf den gesellschaftlichen Versuch, den Frieden zu schaffen und zu bewahren; wenn nötig mit Gewalt.

Rechtswidrige Gewalt und die Archäologie „friedloser“ Zeiten

Fällt die diametrale Opposition zwischen Krieg und Frieden weg, verbleiben nur noch rechtswidrige zwischenmenschliche Gewalttaten, die weder friedvolle noch friedensstiftende, wenngleich auch eventuell gewaltsame oder kriegsrische, sondern eben „friedlose“ Handlungen waren: z. B. die schon oben genannten Raubzüge und natürlich alle Gewaltverbrechen wie insbesondere Mord, Totschlag, Körperverletzung, Diebstahl usw. und natürlich auch alle anderen rechtswidrigen und somit friedensstörenden Handlungen.

Ungünstigerweise schlagen sich die meisten derartigen Handlungen archäologisch gar nicht nieder: ob z. B. eine Person eine andere vorsätzlich beleidigt hat – eine klar den sozialen Frieden gefährdende Handlung, die daher in den meisten Rechtssystemen strafbar ist (z. B. im römischen Zwölftafelgesetz, siehe EBEL – THIELMANN 1998, 47; im frühmittelalterlichen irischen Recht, siehe KELLY 1988, 137–139) – entzieht sich der Nachweisbarkeit mit archäologischen Methoden völlig. Ähnliches gilt auch für den Diebstahl: hier mag das gestohlene Objekt selbst als archäologischer Fund entdeckt werden und somit seine Existenz archäologisch fassbar sein; aber die Tatsache, dass es irgendwann einmal seinem rechtmäßigen Eigentümer entwendet wurde, bleibt dennoch archäologisch unsichtbar.

Das bringt uns wieder zu den Gewalthandlungen gegen Menschen und Sachen zurück, denn diese hinterlassen vergleichsweise häufig einen archäologischen Niederschlag. Dabei wiederum sind es in erster Linie die Hinweise auf individuelle, eher vereinzelt auftretende Gewalttaten, die für uns im Hinblick auf die Frage nach „friedlosen“ Handlungen besonders interessant sind.

Schließlich kennzeichnen sich Kriege dadurch, dass es sich bei ihnen um kollektive Gewalthandlungen handelt, bei denen möglichst massiver Schaden angerichtet werden soll; gewöhnlich in einem relativ eng begrenzten Zeitraum. Selbst in langdauernden Kriegen sind Schlachten kein alltägliches Ereignis, und die eigentlichen Gewalthandlungen daher sowohl zeitlich als auch meist räumlich einigermaßen eng begrenzt.

Individuelle Gewalthandlungen zur Aufrechterhaltung bzw. Wiederherstellung der Friedensordnung, wie z. B. körperliche Strafen, kennzeichnen sich hingegen normalerweise dadurch, dass sie einer bestimmten Systematik folgen, geordnet vollzogen werden und oft auch in ihren Ausmaßen beschränkt bleiben. Sie beruhen auf Rechtsregelungen, zu denen gewöhnlich auch strafrechtliche Bestimmungen gehören. Nicht jeder, der ein Verbrechen begangen hat, wird mit dem Tode bestraft, sondern es wird normalerweise eine gewisse Verhältnismäßigkeit von begangenen Verbrechen und verhängter Strafe herzustellen versucht (man denke zum Beispiel nur an das im Kodex Hammurabi und der Bibel vorgesehene Talionsprinzip „*Auge um Auge, Zahn um Zahn*“). Werden körperliche Strafen verhängt, ist also davon auszugehen, dass im archäologischen Befundbild nicht nur Spuren von tödlichen Gewalthandlungen, sondern wenigstens ebenso häufig, wenn nicht sogar weit häufiger, Spuren nicht letaler Gewaltanwendung zu finden sind: ist als Strafe für Diebstahl das Abhacken einer, oder beider Hände des Diebes vorgesehen, wird auch genau diese Strafe (optimalerweise auf einem öffentlichen Richtplatz, vor Publikum, damit die Strafe auch Abschreckungswirkung entfalten kann)

vollzogen, wenn jemand des Diebstahls überführt wurde. Zeitlich sind derartige Gewalthandlungen hingegen meist relativ regelmäßig verstreut: gibt es keine massiven Schwankungen in der Verbrechens- und Überführungsrate, sollten strafrechtliche Gewaltmaßnahmen räumlich einigermaßen gleichmäßig verteilte und zeitlich einigermaßen gleichbleibende Niederschläge im archäologischen Befundbild erzeugen; sozusagen ein „Hintergrundrauschen“ von sich in sehr ähnlicher Form wiederholenden Gewalthandlungen; von denen noch dazu viele von den jeweils Betroffenen überlebt worden sein sollten.

Friedlose Gewalttaten sind hingegen – wenn man von den Aktivitäten größerer Räuberbanden absieht – eher individuell und auch ungeordnet: der Mörder (oder Totschläger) bringt sein Opfer (wenigstens, solange es sich nicht um einen Ritualmord handelt) normalerweise nicht in geordneter Weise um, sondern so, wie es ihm – mehr oder minder zufällig – gelingt; sei es durch einen Messerstich in den Rücken, durch Erwürgen, mit dem gerade verfügbaren Prügel auf den Kopf, durch Gift im Essen, etc. Rechtswidrige Gewalttaten hinterlassen also im Vergleich zu rechtmäßigen vergleichsweise vereinzelt und zufällig wirkende Spuren, kennzeichnen sich also durch eine weitgehende Absenz systematischer, sich im archäologischen Niederschlag wiederholender Muster. Es ist auch davon auszugehen, dass Hinweise auf friedlose Gewalttaten mehr oder minder gleichmäßig verteilt über Raum und Zeit beobachtbar sein sollten, dafür aber im Unterschied zu Strafrechtsfolgen vergleichsweise selten vom Opfer überlebt worden sind: ist das Opfer tot, kann es nicht mehr verraten, wer es getötet hat, das heißt die Ausforschung des allfälligen Schuldigen wird für die, die es rächen wollen, maßgeblich erschwert.

All das erlaubt im Einzelfall zwar dennoch keine Unterscheidung zwischen friedensstiftenden und friedlosen Gewalttaten: warum jemandem eine Hand abgehackt wurde – ob bei einem Unfall bei der Holzarbeit, als Strafe für ein begangenes Verbrechen, bei einem am derart Verletzten begangenen Verbrechen oder im Krieg – lässt sich in der Regel nicht beantworten. Bei einer systematischen, statistischen Betrachtung der Evidenz für zwischenmenschliche Gewalt in einem bestimmten Raum in einer bestimmten Zeit sollten sich jedoch doch unterschiedliche Muster im archäologischen Gesamtbefund zeigen (oder in diesem fehlen), je nachdem ob friedliche oder friedlose – oder wie es JAMES (2007, 166–169) genannt hat, unsichere – Verhältnisse vorherrschten.

Friedlose Zeiten sollten sich bei statistischer Betrachtung der archäologischen Evidenz von friedvollen Zeiten (inklusive Kriegszeiten) dadurch unterscheiden, dass Opfer von zwischenmenschlichen Gewalttaten, insbesondere solchen mit unmittelbarer und mittelbarer Todesfolge, einigermaßen gleichmäßig über den gesamten friedlosen Raum und die gesamte friedlose Zeit, vergleichsweise häufiger, auftreten. Hinweise auf mit körperlichen Gewaltstrafen zu verbindende, wiederholt in ähnlicher Form auftretende und von den jeweils Betroffenen nicht selten überlebte Verletzungen sollten hingegen ebenso wie solche auf zwar eventuell auch gewaltsame, aber nicht unbedingt letale Konfliktlösungen (wie sie z. B. generell bei Säugetieren und insbesondere Primaten weitaus häufiger als letale Konfliktlösungen vorzukommen scheinen, siehe dazu FRY – SZALA 2013, 458–468) vergleichsweise selten sein oder sogar weitgehend fehlen. Friedlose, unsichere Räume und Zeiten sollten sich durch gegenüber friedvollen Vergleichsbeispielen zwar erhöhte, aber dennoch eher vereinzelt Hinweise auf vorwiegend letale Gewalttaten auszeichnen.

Zusätzlich sollten sich friedlose Räume und Zeiten auch dadurch kennzeichnen, dass erkennbare Hinweise auf nicht direkt mit zwischenmenschlichen Gewalttaten zusammenhängende, friedensstiftende Handlungen weitgehend fehlen: selbst die Einfriedung bestimmter, für separate Nutzungen reservierter Grundstücke hat zum Beispiel vergleichsweise wenig Sinn, wenn der, der diese Einfriedung anlegt, damit rechnen muss, dass andere sie ohnehin nicht respektieren werden. Fehlen geregelte Mechanismen zur Konfliktlösung, haben schließlich auch

alle Maßnahmen zur Konfliktvermeidung – außer der Fähigkeit zur möglichst raschen Flucht – wenig Aussicht auf Erfolg. Letzteres verweist schließlich auch noch auf einen anderen Hinweis auf friedlose Zeiten: ist die beste Möglichkeit zur Konfliktvermeidung die Flucht, kann davon ausgegangen werden, dass generell in friedlosen Zeiten Investitionen in dauerhafte Strukturen jedweder Art selten sein oder – wenn die friedlosen friedvolleren Zeiten folgen – tendenziell abnehmen werden: wer stets damit rechnet, von heute auf morgen weglaufen zu müssen, baut keine aufwändigen Gebäude oder investiert bedeutende Ressourcen in die Renovierung oder auch nur Aufrechterhaltung bereits bestehender.

Selbstverständlich können solche friedlosen Zeiten mit kriegesischen Auseinandersetzungen einhergehen oder deren Folge sein, und sind das oft auch: der Krieg mag den Zweck verfolgen, eine bestimmte Friedensordnung zu verteidigen bzw. den Frieden durch die gewaltsame Lösung bestehender, zwischengesellschaftlicher Konflikte wiederherzustellen; kann aber dennoch dazu führen, dass die innere Friedensordnung in den kriegsbeteiligten Gesellschaften geschwächt wird – z. B. weil viele jener Mitglieder der Gesellschaft absent sind, zu deren Aufgaben die im Notfall gewaltsame Aufrechterhaltung des inneren Friedens gehört – oder die Rechts- und damit die Friedensordnung wenigstens einer der Kriegsparteien völlig zusammenbricht – z. B. weil die diese Ordnung zuvor legitimiert (und auch gewaltsam durchgesetzt) habende gesellschaftliche Elite durch die Niederlage im Krieg ihre Legitimität verliert oder sogar weitgehend vernichtet wird. Die daraus resultierende Unsicherheit ist jedoch nicht Teil des Krieges selbst, sondern eine (wenn auch vielleicht durchaus vorhersehbare, so doch ungewollte) Kriegsfolge; ist ein eigener Zustand, der eben jenseits von Krieg und Frieden liegt.

Krieg, Frieden, und friedlose Zeiten

Definiert man Krieg und Frieden nicht in vereinfachter Weise über die Präsenz oder (weitgehende) Absenz von zwischenmenschlicher Gewalt und geht auch nicht in vereinfachender Weise davon aus, dass den meisten vorstaatlichen Gesellschaften die notwendige soziale Organisationskomplexität zur Aufrechterhaltung eines Friedenszustandes oder zum Führen eines Krieges fehlt, sondern diese stattdessen in einem Zustand endemischer Unsicherheit (JAMES 2007, 169) existierten, wird es – außer eventuell in extrem seltenen Einzelfällen – nahezu unmöglich, in prähistorischen Zeiten zwischen Kriegs- und Friedenszeiten zu unterscheiden. Frieden ist auch nicht einfach die Absenz von Krieg, sondern – auch im Sinne der semantischen Entwicklungsgeschichte des Konzepts des Friedens, wenigstens in indoeuropäische Sprachen sprechenden Gesellschaften – vielmehr ein imaginierter Idealzustand einer (ursprünglich wohl auch sakralen, aus kosmologischen Vorstellungen abgeleiteten) Weltordnung, die durch aktives (in der gelebten Wirklichkeit menschliches) Handeln geschaffen, erhalten und gegen innere wie äußere Feinde verteidigt werden muss.

Der Krieg ist daher ein Teil der Friedensordnung, die es zu schaffen und zu bewahren gilt: er stellt die gewaltsame Verteidigung dieser Ordnung gegen ihre äußeren Feinde dar. Ebenfalls Teil der Friedensordnung ist (wenigstens) in (indoeuropäischen) Gesellschaften, in denen sich noch kein staatliches Gewaltmonopol etabliert hatte, die Fehde als innergesellschaftliches Gegenstück zum Krieg: die sozial legitimierte, individuelle oder kollektive Gewaltanwendung gegen innere Feinde des gesellschaftlichen Friedens. Zwischenmenschliche Gewalt ist daher – auch wenn sie möglichst vermieden werden soll – integraler Bestandteil der gesellschaftlichen Friedens- und somit auch ihrer Rechtsordnung, die nichts anderes darstellt als die gesellschaftlich anerkannten Regeln zur Schaffung, Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens. Hinweise sowohl auf individuelle wie auch auf kollektive zwischenmenschliche Gewalttaten sind daher meines Erachtens ungeeignet dafür, zwischen Krieg und Frieden in der Urgeschichte

zu unterscheiden: ob eine gewaltsame Auseinandersetzung mit vielen Opfern nun eine Fehde war, die dem Zweck diene, einen inneren Konflikt in einer größeren Gesellschaft beizulegen, oder ein Krieg zwischen voneinander politisch unabhängigen Gesellschaften, lässt sich in der Regel anhand archäologischer Evidenz nicht beantworten.

Was sich hingegen archäologisch fassen lässt, sind Hinweise auf bewusste Versuche der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Friedensordnung: Maßnahmen zur Vermeidung oder Abwendung sozialer Konflikte, sowie teilweise auch zur Lösung solcher Konflikte, ob nun auf gewaltfreiem oder gewaltsamem Weg. Zu diesen können sowohl bauliche Strukturen wie beispielsweise Einfriedungen gehören, die separat genutzte Grundstücke auch physisch voneinander trennen und daher sowohl Grenzstreitigkeiten als auch unbeabsichtigten Besitzstörungen durch Mensch und Tier vorbeugen, oder Richtstätten, an denen Strafen vollzogen werden; sowie wiederholt auftretende, ähnliche Verletzungsmuster an menschlichen Überresten – insbesondere solche, die von den jeweils betroffenen überlebt wurden – die als Spuren von gewaltsamen, aber nicht letalen Konfliktlösungsmechanismen oder von körperlichen Strafen interpretiert werden können. Ebenso gehören zu den Maßnahmen zur Sicherung der Friedensordnung aber auch alle jene Maßnahmen, die normalerweise als gesellschaftliche Vorbereitungen auf kollektive Gewalthandlungen interpretiert werden, insbesondere die Investition großen kollektiven Arbeitsaufwandes in Verteidigungseinrichtungen bzw. Befestigungsanlagen: eine Gesellschaft, die sich für den Krieg rüstet, hat eine Friedensordnung, die sie im Notfall verteidigen (oder auch anderen aufzwingen) will.

Im Vergleich mit solchen friedvolleren Zeiten – selbst wenn dieser Frieden gelegentlich durch Krieg gesichert, wiederhergestellt oder auch verbreitet werden muss – sollten sich friedlose Zeiten hingegen auch in der Urgeschichte bei statistischer Betrachtung einigermaßen deutlich anhand der archäologischen Überreste fassen lassen: fehlen geordnete Verhältnisse weitgehend im archäologischen Befund, oder lösen sich bestehende Ordnungen auf, ohne nahezu unmittelbar durch andere ersetzt zu werden, sehen wir friedlose Zeiten. In Zeiten, in denen die gesellschaftliche Friedensordnung, das heißt insbesondere die Rechtsordnung, zusammengebrochen und/oder (überhaupt) noch nicht (wieder) entstanden ist, das heißt in denen geregelte Mechanismen zur zwischenmenschlichen Konfliktvorbeugung und gewaltfreien oder sozial beschränkt gewaltsamen Konfliktlösung weitgehend fehlen, bleiben einzelnen Personen bzw. (noch) funktionierenden sozialen Einheiten nämlich nur zwei Strategien: entweder die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen durch unbeschränkte, aber weitgehend vereinzelte Gewalt oder die individuelle oder kollektive Flucht.

Es sind diese unsicheren Zeiten, die – wenigstens aus der Sicht der Kosmologie indoeuropäischer Gesellschaften – besonders gefährlich sind: es droht in diesen Zeiten das eschatologische Chaos. „*Nicht nur die Druiden, sondern auch andere sagen, die Seelen als auch die Welt seien unzerstörbar, obwohl dereinst Feuer und Wasser die Oberhand behalten werden*“ (STRABO, Geogr. 4, 4.4). Jenseits von Krieg und Frieden dräuen Kataklysmus und Ekpyrosis, wartet Ragnarök, der Weltuntergang.

Literatur

- ANDERSON, B. (2006): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Revised ed., London/New York: Verso.
- ARMIT, I. (2012): *Headhunting and the Body in Iron Age Europe*. Cambridge: University Press.
- BIERLING, S. (2010): *Geschichte des Irakkrieges. Der Sturz Saddams und Amerikas Albtraum im Mittleren Osten*. München: C.H. Beck.
- BIRKHAN, H. (1997): *Kelten. Versuch einer Gesamtdarstellung ihrer Kultur*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

- BISHOP, N. A. – KNÜSEL, C. J. (2005): A palaeodemographic investigation of warfare in prehistory. In: M. Parker-Pearson, I.N.J. Thorpe (Hrsg.), *Warfare, Violence and Slavery in Prehistory*. BAR International Series 1374, Oxford: Archaeopress, 201–216.
- BRUNAU, J. – L. (1999): Die keltischen Heiligtümer im Nordwesten Galliens. In: G. Wieland (Hrsg.), *Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur*. Stuttgart: Theiss, 91–104.
- DONEUS, M. – NEUBAUER, W. – TRNKA, G. (2002): Die jüngerlinearbandkeramische Grabenanlage von Großrußbach-Weinsteig in Niederösterreich – das größte Erdwerk der Linearbandkeramik. *Præistoria Alpina* 37 (2001), 145–159.
- EBEL, F. – THIELMANN, G. (1998). *Rechtsgeschichte. Ein Lehrbuch*. Band I, Antike und Mittelalter. 2. neub. Aufl., Heidelberg: C. F. Müller.
- EDWARDS, N. M. (1990): *The Archaeology of Early Mediaeval Ireland*. London: Batsford.
- FAULMANN, K. (1893): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Nachdruck (2014), Paderborn: Salzwasser Verlag.
- FERGUSON, R. B. (2013): The Prehistory of War and Peace in Europe and the Near East. In: D. P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature: The Convergence of Evolutionary and Cultural Views*. Kindle Edition, Oxford: University Press, 191–240.
- FINNEY, J. B. (2006): *Middle Iron Age Warfare of the Hillfort Dominated Zone c. 400 BC to c. 150 BC*. BAR British Series 423, Oxford: Archaeopress.
- FROST, R. (1914): *North of Boston*. London: David Nutt.
- FRY, D. P. – SZALA, A. (2013): The Evolution of Agonism. The Triumph of Restraint in Nonhuman and Human Primates. In: D. P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature: The Convergence of Evolutionary and Cultural Views*. Kindle Edition, Oxford: University Press, 451–474.
- HÄUSSER, A. (Hrsg.) (1998): *Krieg oder Frieden? Herxheim vor 7000 Jahren*. Speyer: Landesamt für Denkmalpflege.
- HASENFRATZ, H. – P. (1992): *Die religiöse Welt der Germanen. Ritual, Magie, Kult, Mythos*. Freiburg i. Br.: Herder.
- JAMES, S. (2007): A bloodless past: the pacification of Early Iron Age Britain. In: C. Haselgrove, R. Pope (Hrsg.), *The Earlier Iron Age in Britain and the near Continent*. Oxford: Oxbow Books, 160–173.
- JANTZEN, D. – BRINKER, U. – ORSCHIEDT, J. – HEINEMEIER, J. – PIEK, J. – HAUENSTEIN, K. – KRÜGER, J. – LIDKE, G. – LÜBKE, H. – LAMPE, R. – LORENZ, S. – SCHULT, M. – TERBERGER, T. (2011): A Bronze Age Battlefield? Weapons and Trauma in the Tollense Valley, north-eastern Germany. *Antiquity* 85, Nr. 328, 417–433.
- KARL, R. (2006): *Altkeltische Sozialstrukturen*. Budapest: Archaeolingua.
- KARL, R. (2009): The court of law in Iron Age Celtic Societies. In: R. Karl and J. Leskovar (Hrsg.), *Interpretierte Eisenzeiten 3*. Linz: Oberösterreichische Landesmuseen, 135–161.
- KARL, R. (2010): Ordnung und Chaos. In: K. Stüber (Hrsg.), *Akten des 5. Deutschsprachigen Keltologensymposiums*. Zürich, 7. – 10. September 2009. *Keltische Forschungen Monographienreihe A 1*, Wien: edition praesens, 153–166.
- KARL, R. (2013): Siedlungsbestattung? In: R. Karl and J. Leskovar (Hrsg.), *Interpretierte Eisenzeiten 5*. Linz: Oberösterreichische Landesmuseen, 283–298.
- KARL, R. (2014): Viel Arbeit, kein Geld? Arbeitskraftbeschaffung in der vormodernen Keltiké. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 144, 123–148.
- KARL, R. (2015): Das Grab als Haus – das Haus als Grab. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 145, 117–134.
- KELLY, F. (1988): *A Guide to Early Irish Law*. Early Irish Law Series Vol. III, Dublin: Institute for Advanced Studies.
- KELLY, F. (1998): *Early Irish Farming*. Early Irish Law Series Vol. IV, Dublin: Institute for Advanced Studies.
- KELLY, R. L. (2013): From the Peaceful to the Warlike Ethnographic and Archaeological Insights into Hunter-Gatherer Warfare and Homicide. In: D.P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature: The Convergence of Evolutionary and Cultural Views*. Kindle Edition, Oxford: University Press, 151–167.
- KOCH, K. – F. (1974): *The Anthropology of Warfare*. Reading MA: Adison-Wesley.
- KOCH, J. T. (2006). *Celtic Culture. A Historical Encyclopedia*. Vol. V: T-Z. Santa Barbara: ABC Clio.
- KOKKO, H. (2013): Conflict and Restraint in Animal Species Implications for War and Peace. In: D.P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature: The Convergence of Evolutionary and Cultural Views*. Kindle Edition, Oxford: University Press, 38–53.

- KRUTA, V. (1991): Celtic Religion. In S. Moscati et al. (Hrsg.), *The Celts*. Milano: Bompiani, 499–507.
- LUPOI, M. (2000): *The Origins of the European Legal Order*. Cambridge: University Press.
- MAC NEILL, E. (1923): Ancient Irish law. The law of status or franchise. *Proceedings of the Royal Irish Academy* 36 C (1921–1924), 265–316.
- MAIER, B. (2004): Die Religion der Kelten. In St. Zimmer (Hrsg.), *Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit*. Stuttgart: Theiss, 57–67.
- MANDL, G. – STEFFELBAUER, I. (Hrsg.) (2007): *Krieg in der antiken Welt. Krieg und Gesellschaft*, Essen: Magnus-Verlag.
- MIRSCH, I. – MANDL, M. – RENHART, S. (2015): Richtstättenarchäologie – ein interdisziplinäres Unterfangen. In: C. Bachhiesl, M. Handy (Hrsg.), *Kriminalität, Kriminologie und Altertum. Antike Kultur und Geschichte*, Band 17, Wien: Lit Verlag, 221–262.
- MITTEIS, H. – LIEBERICH, H. (1992): *Deutsche Rechtsgeschichte. Ein Studienbuch*. 15. Aufl., München: C. H. Beck.
- MITTHOF, F. – SCHÖRNER, G. (Hrsg.) (2017): *Columna Traiani – Trajanssäule. Siegesmonument und Kriegsbericht in Bildern. Beiträge der Tagung in Wien anlässlich des 1900. Jahrestages der Einweihung, 9.–12. Mai 2013 (= Tyche. Sonderband 9)*. Wien: Holzhausen.
- MOOSBAUER, G. – WILBERS-ROST, S. (2009): Kalkriese und die Varusschlacht. Multidisziplinäre Forschungen zu einem militärischen Konflikt. In: S. Burmeister, H. Derks (Hrsg.), *2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt*. Stuttgart: Theiss, 56–67.
- NASH, G. (2005): Assessing rank and warfare-strategy in prehistoric hunter-gatherer society: a study of representational warrior figures in rock-art from the Spanish Levant, southeastern Spain. In: M. Parker-Pearson, I. N. J. Thorpe (Hrsg.), *Warfare, Violence and Slavery in Prehistory. BAR International Series 1374*, Oxford: Archaeopress, 75–86.
- PARKER-PEARSON, M. (2005): Warfare, violence and slavery in later prehistory: an introduction. In: M. Parker-Pearson, I.N.J. Thorpe (Hrsg.), *Warfare, Violence and Slavery in Prehistory. BAR International Series 1374*, Oxford: Archaeopress, 19–33.
- RENFREW, C. (1989): *Archaeology and Language. The Puzzle of Indo-European Origins*. London: Penguin.
- ROST, A. (2009): Das Schlachtfeld von Kalkriese. Eine archäologische Quelle für die Konfliktforschung. In: S. Burmeister, H. Derks (Hrsg.), *2000 Jahre Varusschlacht. Konflikt*. Stuttgart: Theiss, 68–76.
- SIEVERS, S. (2012): Kriegswesen. In: S. Sievers, O. H. Urban, P. C. Ramsel (Hrsg.), *Lexikon zur keltischen Archäologie*. Band I: A–K. Wien: ÖAW, 969–971.
- SJOESTEDT, M. - L. (1994): *Gods and Heroes of the Celts*. Dublin: Four Courts Press.
- STOUT, M. (1997): *The Irish Ringfort*. Irish Settlement Studies No. 5, Dublin: Four Courts.
- TESCHLER-NICOLA, M. – GEROLD, F. – BUJATTI-NARBESHUBER, M. – PROHASKA, T. – LATKOCZY, CH. – STINGEDER, G. – WATKINS, M. (1999): Evidence of genocide 7000 BP—Neolithic paradigm and geoclimatic reality. *Collegium Antropologicum* 23, 437–450.
- THORPE, I. J. N. (2005): The ancient origins of warfare and violence. In: M. Parker-Pearson, I. N. J. Thorpe (Hrsg.), *Warfare, Violence and Slavery in Prehistory. BAR International Series 1374*, Oxford: Archaeopress, 1–18.
- VERBEEK, P. (2013): An Ethological Perspective on War and Peace. In: D.P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature: The Convergence of Evolutionary and Cultural Views*. Kindle Edition, Oxford: University Press, 54–77.
- VON CLAUSEWITZ, C. (1905): *Vom Kriege*. 5. Aufl., Berlin: Ferdinand Dümmler.
- WILD, E. M. – STADLER, P. – HÄUSSER, A. – KUTSCHERA, W. – STEIER, P. – TESCHLER-NICOLA, M. – WAHL, J. – WINDL, H. J. (2004): Neolithic Massacres: Local Skirmishes or General Warfare in Europe? *Radiocarbon* 46/1, 377–385.
- WINDL, H. J. (2002): Erdwerke der Linearbandkeramik in Asparn an der Zaya/Schletz, Niederösterreich. *Preistoria Alpina* 37 (2001), 137–144.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. RAIMUND KARL, Bangor University, School of History, Welsh History and Archaeology, College Road, Bangor, Gwynedd LL57 2DG, United Kingdom
(E-Mail: r.karl@bangor.ac.uk).